



Augsburger Universitätsreden 58

**„Prodigium“ und Chaos
der „Zeichen in der Welt“.
Wilhelm Raabe und die
Postmoderne**

**Abschiedsvorlesung und Reden
anlässlich der Verabschiedung von
Prof. Dr. Hans Vilmar Geppert**

Augsburger Universitätsreden 58
Herausgegeben vom Rektor der Universität Augsburg

ISSN 0939-7604



22 Jahre nach seiner Berufung auf den Lehrstuhl für
Neuere Deutsche Literaturwissenschaft/Vergleichende Literaturwissenschaft
hielt Prof. Dr. Hans Vilmar Geppert am 27. Juli 2006
seine Abschiedsvorlesung an der Philologisch-Historischen Fakultät

„Prodigium“ und Chaos der „Zeichen in der Welt“. Wilhelm Raabe und die Postmoderne

Abschiedsvorlesung und Reden
anlässlich der Verabschiedung von
Prof. Dr. Hans Vilmar Geppert
am 27. Juli 2006

Augsburg 2007

Inhalt

Begrüßung und Würdigung

Prof. Dr. Hubert Zapf,
Dekan der Philologisch-Historischen Fakultät 9

Grußwort der Studierenden

Thomas Sing, M. A. 12

Überreichung der Festschrift

Literatur im Spiel der Zeichen
Prof. Dr. Werner Frick (Freiburg i. Br.) 14

„Prodigium“ und „Chaos der Zeichen in der Welt.“ Wilhelm Raabe und die Postmoderne

Abschiedsvorlesung von Prof. Dr. Hans Vilmar Geppert 25

Augsburger Universitätsreden

Herausgegeben vom Rektor der Universität Augsburg

Redaktion: Pressestelle der Universität Augsburg

Layout und Satz: Marion Waldmann, Augsburg

Druck: Druckerei Joh. Walch, Augsburg

Begrüßung und Würdigung

Prof. Dr. Hubert Zapf

Dekan der Philologisch-Historischen Fakultät

Sehr verehrter, lieber Herr Geppert, meine sehr geehrten Damen und Herren,

als Dekan der Philologisch-Historischen Fakultät darf ich Sie alle zur heutigen Abschiedsvorlesung von Herrn Professor Hans Vilmar Geppert sehr herzlich begrüßen. Unter der doch recht beträchtlichen Zahl der Kollegen aus der Fakultät, die zum Ende dieses Semesters aus dem aktiven Dienst ausscheiden, ist der Abschied von Herr Geppert für mich als einem der Kollegen, die ihm nicht nur räumlich von unseren benachbarten Büros her, sondern auch von den sich vielfach überschneidenden fachlichen Interessen her mit am nächsten stehen, mit besonderen, höchst zwiespältigen Gefühlen verbunden. Einerseits freue ich mich als Dekan und Kollege in der Fakultät, ihm meinen herzlichen Dank und meine Anerkennung für die Verdienste auszusprechen, die er sich in langen Jahren des Wirkens an dieser Universität in Forschung und Lehre erworben hat und kann insofern nur mit Freude darüber erfüllt sein, viele Jahre lang mit einem solch kompetenten, intellektuell anregenden und nahezu universal belesenen Kollegen so gut zusammengearbeitet zu haben. Andererseits finde ich es natürlich aber gerade deshalb auch sehr bedauerlich, dass die Zeit seiner aktiven Professorentätigkeit nun zu Ende geht.

Ein für das wissenschaftliche Profil und die Außendarstellung der Fakultät besonders wichtiger Beitrag, den Herr Geppert neben seinen vielen Publikationen und seinen stets engagiert und auf hohem Anspruchsniveau gehaltenen Lehrveranstaltungen geleistet hat, ist zweifellos die Ringvorlesung *Große Werke der Literatur*, die er im Wintersemester 1988/89 ins Leben

rief und die, unter Beteiligung vieler Kolleginnen und Kollegen aus unserer und auch aus anderen Fakultäten, im Herbst in ihre zehnte Runde gehen wird. Die Vorträge der im zweijährigen Zyklus stattfindenden Ringvorlesung werden regelmäßig im Francke Verlag publiziert, der zum Günter Narr Verlag gehört. Und da Herr Narr heute Abend anwesend ist, möchte ich die Gelegenheit nutzen, ihm für die langen Jahre der gewohnt qualitätsvollen verlegerischen Betreuung dieses Projekts sehr herzlich zu danken. Neun Bände dieser Veranstaltung, die über Kollegen und Studierende hinaus stets auch ein zahlreiches außeruniversitäres Publikum anzog und so zum festen Bestandteil des Augsburger Kulturlebens wurde, sind bereits erschienen, der zehnte wird im nächsten Jahr folgen. Die erfreuliche Nachricht ist also, dass diese überaus erfolgreiche Veranstaltungsreihe auch nach dem offiziellen Ausscheiden von Herrn Geppert aus dem Amt unter seiner eigenen aktiven Mitwirkung fortgesetzt werden wird – in der Tat wird er im Herbst 2006 den Eröffnungsvortrag halten zu Jurek Beckers *Jakob der Lügner*.

Angeregt durch diese Ringvorlesung gibt es, wie Sie wissen, mittlerweile einen zweiten, komplementären Zyklus von Vorträgen, der sich nicht den Werken, sondern den *Theorien der Literatur* widmet und den Herr Geppert und ich gemeinsam initiiert haben. Auch die Vorträge dieser Reihe werden in zweijährig erscheinenden Sammelbänden veröffentlicht, die ebenfalls vom Francke Verlag publiziert werden. Die Kooperation mit Herrn Geppert bei diesem Unternehmen hat mir, wie auch bei den vielen sonstigen Begegnungen und gemeinsamen Aktivitäten in der Fakultät, immer sehr viel Spaß gemacht und sehr viel Erkenntnisgewinn gebracht, da Herr Geppert die Fähigkeit zu großräumig ausgreifenden und grundlegenden Reflexionen über methodologisch-theoretische Fragestellungen mit einer ebenso ausgeprägten Fähigkeit zur geradezu mikrostrukturellen Analyse textueller und semiotischer Prozesse verbindet und somit selbst geradezu exemplarisch jene Doppelorientierung und unauflösliche Wechselwirkung von Text und Theorie verkörpert, die auch die Konzeption der

beiden aufeinander bezogenen Ringvorlesungen und darüber hinaus in gewisser Weise auch das literaturwissenschaftliche Profil der Fakultät generell charakterisiert. Lag der Schwerpunkt von Herrn Gepperts Erkenntnisinteresse zunächst im Bereich des Realismus, des Pragmatismus und der Semiotik vom späten 19. bis zum frühen 20. Jahrhundert, so verband er diesen Schwerpunkt zunehmend auch mit der Analyse der Phänomene der Moderne und der fortgeschrittenen Postmoderne – und eben diese Verbindung kommt ja auch im Titel der heutigen Abschiedsvorlesung zum Ausdruck: „Prodigium“ und Chaos der „Zeichen in der Welt“. Wilhelm Raabe und die Postmoderne.“

Lieber Herr Geppert, ich möchte Ihnen noch einmal als Dekan der Fakultät, aber auch ganz persönlich, für die so engagierte und erfolgreiche Arbeit für die Fakultät und Universität sehr herzlich danken, freue mich darüber, dass Sie auch weiterhin der Universität Augsburg verbunden bleiben werden, und wünsche Ihnen für die kommenden Jahre weiterhin viel Schaffenskraft und gute Gesundheit.

Grußwort der Studierenden

Thomas Sing, M. A.

Geschätzter Herr Professor Geppert,

„Wenn man den Weg nicht weiß“, sagte der kleine Bär, „braucht man zuerst einen Wegweiser. Deshalb baute er aus der Kiste einen Wegweiser.“

Niemand kennt diese Worte besser als Sie. In einem Ihrer Vorträge über Zeichentheorie brachten Sie diese Passage aus Janoschs *Oh, wie schön ist Panama* als Beispiel nicht nur für die Probleme und Chancen dreistelliger Semiotik, sondern auch zurückgespiegelt auf ein Urproblem – und eine Ur-Chance – des Menschen: Wie können die Zeichen, von denen wir umgeben sind, wahr sein – und wie können wir ihnen trauen –, wenn wir diese Zeichen doch stets selbst erschaffen?

Wenn man sich mit Wissenschaft – und insbesondere mit Geisteswissenschaft – beschäftigt, dann ist die Gefahr oft nicht gering, sich zu verstricken und verloren zu gehen, ein in sich selbst kreisendes und nur auf sich selbst bezogenes System von Zeichen zu erschaffen, das jeden Kontakt zur Realität – welcher Realität auch immer – verloren hat. Die modisch-medialen Tendenzen der letzten Jahrzehnte haben Wahrheit nicht gerade wahrscheinlicher gemacht. Dass die Ansicht, im Alleinbesitz von Wahrheit zu sein, sehr gefährlich ist, das ist, glaube ich, jedem einigermaßen frei denkenden Menschen heute klar, doch die Geschichte bewies immer und beweist heute noch, wie groß die Verlockung ist, sich vorgefertigten, schön portionierten Wahrheiten hinzugeben.

Ich spreche hier auch als ehemaliger Student – wenn man lernt, dann ist es natürlich viel einfacher, sich Fertiges lediglich anzueignen, als sich et-

was selbst zu er-denken. Doch genau das – das Denken – war es, was man als Student bei Ihnen lernen konnte. Und zwar kein Denken, welches sich solipsistisch nur um sich selbst drehte, sich in Spitzfindigkeiten erschöpfte, oder auf ein bestimmtes Gebiet beschränkt bliebe, nein: ein umfassendes, kritisches und dabei konstruktives Denken, welches sich – und hier kommt die Wahrheit, zumindest ihre Möglichkeit, wieder ins Spiel – in Kommunikation mit Anderen nicht nur artikuliert, sondern welches sich ganz fundamental *durch* Kommunikation konstituiert. Die *community of knowledge*, die Wissensgemeinschaft, ist der Rahmen und Nährboden für dieses Denken, und damit ist alles andere gemeint als eine elitär-aristokratische Versammlung von Besser- und Bestwissern. Nein, es geht diesem Denken um den Dialog *mit* Menschen *als* Menschen, die so aufrichtig wie möglich ihre jeweiligen Erfahrungshorizonte zusammenlegen.

Zugegeben: ein Funke Idealismus lässt sich aus einer solchen Auffassung von Kommunikation und menschlicher Wahrheit nicht leugnen – doch vielleicht ist es genau dieser Funke Utopie, die den Menschen ausmacht und seine Würde sichert. Janoschs Tiere haben nur ihre eigenen Zeichen; doch durch deren kommunikativen, das heißt letztlich sozialen Gebrauch, manifestiert sich ihre Welt.

In diesem Sinne danke ich Ihnen, lieber Hans Vilmar Geppert – auch im Namen der Studenten – für viele Jahre fruchtbaren Dialog und für die Vermittlung eines Wissens, das nie auf die Universität beschränkt blieb, und wünsche Ihnen, dass diese Kommunikation, ohne die es einen Wissensfortschritt offenbar nicht gibt, Ihnen auch nach dem Ende Ihrer aktiven Lehrtätigkeit an der Universität Augsburg lange erhalten bleibt.

Überreichung der Festschrift *Literatur im Spiel der Zeichen*

Professor Dr. Werner Frick (Freiburg i. Br.)

**Sehr geehrter Herr Dekan Zapf, liebe Kolleginnen und Kollegen,
liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen, meine sehr geehrten
Damen und Herren, vor allem aber:**

Liebe Frau Geppert und lieber, verehrter Herr Geppert,

die *lingua franca* der *academyist* heute das Englische – wir verdanken ihm so wertvolle Wort- und in der Tat auch Wirklichkeits(neu)prägungen wie den *Bachelor* und den *Master (of almost everything)*, das *European Credit Point System* und das *Centre of Excellence* (zu deutsch: „Exzellenzcluster“), von den diversen *linguistic* und *cultural* und *visual* und *pictorial* und *cognitive turns* gar nicht zu reden – ein Vokabular, das unsere universitäre *Brave New World* des postbolognesischen Zeitalters jedenfalls nicht schlechter bezeichnet, als die Sachen selber sind.

Das Wort *Festschrift* stammt erkennbar nicht aus dieser durchrationalisierten, auf ökonomische Effizienz, geistige Stromlinienförmigkeit und beschleunigten *output* (bei möglichst minimalem finanziellem *input*) getrimmten Welt – es gehört vielmehr zu einer gemächlicheren und weniger gedankenlosen Zeit, in der noch ein gewisser Herr Humboldt (er ist inzwischen nach Amerika emigriert) den akademischen Ton angab und in der überhaupt das Deutsche, innerhalb wie außerhalb der Universität, hin und wieder noch eine seiner – meist aus zwei substantivischen Komposita bestehenden – Nominalfügungen in das internationale Lexikon einspeisen konnte: Man denke an sprachliche Exportschlager wie den *Kindergarten*, den *Rucksack*, die *Schnitzelbank* oder, an den entgegengesetzten Polen der

geistigen Sphäre, an das *Wunderkind* oder das *Sitzfleisch* ... oder eben: an die *Festschrift*.

Diese Zeiten, da am deutschen Begriffswesen die Welt, auch die akademische Welt, zu genesen hoffte, sind lange vorbei, und entsprechend gilt auch die Festschrift vielen als ein obsoletes, jedenfalls als ein ziemlich betuliches und angestaubtes Genre, mutmaßlich noch dazu als eine Art Endlager für länger schon auf Halde liegende und auf den disziplinären Hauptumschlagsplätzen nicht mehr leicht absetzbare Stapelware. Es soll daher auch Chefs geben, die ihre akademischen Schüler, Zöglinge, Nachgeborenen frühzeitig beiseite nehmen und sie unter Androhung ernsthaftester Konsequenzen bis hin zum dauerhaften Liebesentzug dazu vergattern, dergleichen unter allen Umständen zu unterlassen und auch nicht einmal von ferne einen weiteren Gedanken daran zu verschwenden – vermutlich eine Strategie der umfassenden Abschiedsverdrängung und indirekten Unverzichtbarkeitserklärung in eigener Sache ... aber ich bin kein Psychoanalytiker. – Umgekehrt weiß man von Granden der Zunft, die schon überaus rechtzeitig, also irgendwann um die Mitte ihres fünften Jahrzehnts, mit ersten Winken (die nur sie selbst für diskret hielten) an ihre Jünger herantraten, um schon einmal – natürlich, mit einer germanistischen Lieblingsvokabel, ganz „unvorgreiflich“ – eine aparte Formel oder auch deren zwei beziehungsreich ins Gespräch zu streuen, die ihnen eines fernen Tages als Titel ihrer Jubelschrift jedenfalls nicht völlig missfallen würde. Solchen feinen Andeutungen pflegt bei diesem Typus später die Lieferung eindrucksvoll umfangreicher und in vielen Nächten des einsam-skrupulösen Prüfens und wieder Verwerfens entstandener, unbedingt aber mit illustren Namen gespickter Listen zu folgen, denen zu entnehmen wäre, welche klangvollen Beiträger-Namen der Emeritus in spe am Tage X mit besonderem Wohlgefallen und mit besonders gut geheucheltem Gestus demütigen Überraschtseins im Inhaltsverzeichnis seiner Festschrift wiederfinden würde ... und welche anderen vielleicht (oder vielmehr: ganz bestimmt) eher nicht.

Wir bewegen uns hier also auf hochsensiblen Terrain, und es gehört zu den dialektischen Capricen der Gattung, dass man Vertreter des festschriftaversiven Typus (die noch an ihrem 60. Geburtstag in ferne Exile ausgerissen waren, ans Institute for Advanced Study in Princeton oder wenigstens zu einer Studiosus-Reise nach Yukatan, Patagonien oder in die Innere Mongolei, um nur ja keine Angriffsfläche für Festlichkeits-Zumutungen zu bieten) ... dass man Vertreter dieses herb-rigiden, asketisch auf *no nonsense* programmierten Gelehrtentypus plötzlich fast zu Tränen gerührt sah, als sie erleben mussten (oder erleben durften), dass ihre unfolgsamen – und eben darin: großartigen! – Schüler sich über das strenge Verdikt hinweggesetzt hatten, etwa so, wie weiland Max Brod einen gewissen ultimativen Zettel ignoriert hatte ... – Umgekehrt weiß ich jedenfalls von einem Fall, in dem ein ganz besonders frühzeitiger und dringlicher Vorbesteller des eigenen Festschrift-Lorbeers am Ende leer ausging, weil – nun ja – weil, um ein berühmt-berüchtigtes Brecht-Gedicht um ein Geringes abzuwandeln, seine Getreuen eben irgendwann fanden, zwar benötige ihr Meister ganz unverkennbar einen solchen Gedenkstein – er hatte, weiß Gott, entsprechende „Vorschläge gemacht“ –, aber *sie* benötigten nicht unbedingt einen für *ihn*.

Angesichts solcher gattungstypischer Kompliziertheiten kann es niemanden überraschen, dass es zu den bevorzugten Strategien von Festschrift-Herausgebern gehört, ihr Unternehmen strengstens geheimzuhalten, alle Beiträge eidesstattlich zu unbedingter Verschwiegenheit zu verpflichten, die Korrekturfahnen höchstens nachts, an Wochenenden oder während mehrwöchiger ausländischer Vortragsreisen des Chefs mit ins Büro zu nehmen und den Jubilar möglichst bis zuletzt im unklaren zu lassen: „Haben sie nun ... oder haben sie nicht?“ Nur dass es ebenso zur Gattungsobligatorik gehört, dass diese Vorsichtsmaßnahmen nicht funktionieren, weil schließlich – so ist es mir im Fall meines Tübinger Doktorvaters Klaus-Detlef Müller ergangen – wenige Tage vor der Abschiedsvorlesung doch noch, und zwar mit traumwandlerischer Sicherheit, jenes unvermeidliche kollegiale

Trampeltier den Weg des Emeritus in spe kreuzt, das mit seinem zerstreut-jovialen „Na, altes Haus, wie fühlt man sich denn so im würdigen Festschrift-Alter?!“ in *einem* kurzen Flurgespräch die Ernte jahrelanger kollektiver Selbstdisziplinierungen und einer Geheimniskrämerei am Rande des Konspirativen im Handumdrehen zunichte macht. Und da sich darin nur ein beinahe ehernes Gattungsgesetz erfüllt, dürfen die Herausgeber dem kollegialen Plappermaul noch nicht einmal wirklich böse sein.

So geschieht es immer – nur bei Hans Vilmar Geppert, dem notorischen Gattungszertrümmerer und Taufpaten des ‚anderen‘ historischen Romans, war wieder einmal alles ganz anders: Es gab keine frühzeitigen Signale oder Weisungen, weder der diskret oder penetrant ermutigenden noch der drakonisch verbietenden Spielart. Irgendwann – noch auf der Verständigungsachse zwischen Augsburg und Göttingen – beschlossen wir drei Geppertianer, Bernadette Malinowski, Fabian Lampart und ich, sehr spontan und ohne sonderliche Kasuistik des Für und Wider, wir wollten den akademischen Abschied unseres langjährigen Rabbi, Herrn und Meisters nicht einfach spurlos vorübergehen lassen; unsere Rundfragen zeigten rasch, dass das eine sehr verbreitete Intuition, vielen Kollegen und Freunden ein wirkliches Herzensanliegen war. Also machten wir uns ans Werk, in wunderbar leichtem und selbstverständlichem und bis zum Schluss ausgesprochen heiterem Zusammenspiel – untereinander wie mit unseren enorm gutwilligen und lenksamen Beiträgern, mit einer schon bald unverhofft zahlreichen Schar von Anwärtern für die Tabula gratulatoria und nicht zuletzt mit dem vorbildlich aufgeschlossenen Francke-Verlag, dem langjährigen ‚Hausverlag‘ der Augsburger Komparatistik. Und irgendwann – mittlerweile konspirierten wir bereits im Dreieck zwischen Augsburg, Oxford und Freiburg, und das Projekt nahm eine zunehmend ansehnliche Gestalt an –, irgendwann also eingangs der Zielgeraden kam uns Hans Vilmar Geppert mit der Mischung aus Kombinatorik und Intuition, die den guten Semiotiker auszeichnet, auf die Spur, indem *er* sich sagte, *wir* drei seien, wenn sein Spürsinn ihn nicht sehr trüge, unserem ganzen Habitus nach aus

solchem Holz geschnitzt, dass *er* sich nicht zu täuschen meine, wenn *er* glaube, dass *wir* vermutlich dächten, *er* würde sich freuen, wenn *wir* eine Festschrift für ihn vorbereiteten ... und also bereiteten wir wohl tatsächlich eine Festschrift vor ... und ergo würde *er* gut daran tun, sich auch tatsächlich darüber zu freuen ... und als er Bernadette Malinowski schließlich auf den Kopf zu fragte und sie erkennen musste, dass Leugnen völlig zwecklos war, da hatte er eben wieder einmal ins Schwarze getroffen, und seine Freude schien ungespielt. Höchstens konnte man sich fragen, ob er sich mehr über die Festschrift selbst und als solche freue oder doch eher über den Coup seiner scharfsinnigen und zutreffenden Deduktion unserer Absichten ... wahrscheinlich aber freute er sich einfach über beides.

Und so kommt es und ist ein besonders schöner Ausdruck dieser Freude und dieses Einverständnisses, dass ein Holzschnitt aus Hans Vilmar Gepperts eigenem Besitz, die *Baumstützen* des Künstlers Heiner Bauschert, heute den Einband seiner Festschrift ziert: Es ist gewissermaßen das Siegel seines nachgetragenen Einverständnisses mit einem Unternehmen, das er weder in Auftrag gegeben noch verboten, das er uns aber doch immerhin zugetraut hat. Und das mit Recht, denn wir wollten ihn unbedingt ehren und feiern, ihm in vielfältig-individuellen Brechungen, als Schüler, Freunde und Kollegen, dankbar etwas von dem zurückspiegeln, was er uns und sehr vielen anderen durch sein Augsburger Wirken bedeutet und gegeben hat. Da wir drei Herausgeber es für richtig hielten, in der Festschrift nicht mit eigenen Beiträgen vertreten zu sein, vielmehr den Jubel und das Fest als Zeremonienmeister in geordnete Bahnen zu lenken, beschlossen wir, unsere eigene Hommage in die Form eines kurzen Vorworts zu gießen, das so etwas wie die ‚kleine Quintessenz‘ einer großen Ära geben sollte. In diesem Sinne sind der Festschrift auf den Seiten VII–IX die folgenden Bemerkungen vorangestellt, die Sie bitte als kleine *Confessio augustana vel geppertiana* des editorischen Dreigestirns verstehen wollen: „*Literatur im Spiel der Zeichen* – in der Titelformel dieser Festschrift dürfte deren Empfänger sich halbwegs wiedererkennen, stammt sie doch ... von

ihm selbst: Vom „Spiel der Zeichen gegen die Geschichte“ handeln Hans Vilmar Gepperts „semiotisch-didaktische Überlegungen zu Ransmayrs *Die letzte Welt* und anderen Romanen der Postmoderne“ (2001), und zahlreiche verwandte Prägungen – von der „Zeichensprache der Geschichte“ in Wilhelm Raabes *Das Odfeld* (1981) über die „Sinnlichkeit der Chiffre“ in Brechts später Lyrik (1987) oder das „kodierte Kind“ in Werbung und moderner Kurzgeschichte (1989) bis hin zum „Cluster of Signs“ in den „Semiotic Micrologies“ von *Madame Bovary*, *Middlemarch* oder *Effi Briest* (1998) – belegen zur Genüge, dass der Urheber solcher Studien zu den großen Zeichenlesern und Zeichendeutern seiner Zunft gehört: als Virtuose einer komparatistisch geöffneten, semiotisch vertieften, ihren kreativen Elan aus der spielerischen *ars combinatoria* von mikrologisch präziser Philologie und umfassender philosophisch-systematischer gewinnenden und in alledem ebenso vorbildlich-zeitgemäßen wie als maßgeschneiderte Individualsynthese womöglich unnachahmlichen Version von Literaturwissenschaft.

Wie bei jeder prägnanten intellektuellen Physiognomie haben sich offenkundig auch auf Hans Vilmar Gepperts Weg zu sich selbst der $\Delta\alpha\mu\omega\nu$ eines ursprünglich-unhintergehbaren „So musst du sein, dir kannst du nicht entfliehen“ und die Τυχη begünstigender und Möglichkeiten heraustreibender äußerer Faktoren auf faszinierende Weise miteinander verbunden: Eine ästhetisch wache, musisch hellhörige, spekulativ empfängliche Prädisposition mit einem starken Einschuss des Logisch-Konstruktiven und durchdringend Rationalen, ja selbst einer Note des Kreativ-Querdenkerischen erhielt in den elitären Pflanzstätten des schwäbischen Protestantismus (auf der Seminarschule in Bad Urach und im Tübinger Stift) entscheidende Überformungen und Disziplinierungen, um ihre endgültige wissenschaftliche Prägung im geistigen Klima der Tübinger Universität, bei Lehrern wie Klaus Ziegler und Paul Hoffmann, Walter Jens und Eugenio Coseriu, zu erfahren. Hier konnte sich die weitläufige Belesenheit und die literarische Sensibilität des jungen Germanisten, Romanisten und anglophi-

len Komparatisten mit dem bis heute beneidenswert sicheren Gedächtnis für Gedichte (und für sie, wohlgemerkt, stets in der Originalsprache) ebenso frei entfalten wie seine Neigung zu Rhetorik, Hermeneutik, Geschichts- und Sprachtheorie und wie nicht zuletzt sein frühes Interesse an Strukturalismus, Semiotik, Narrativik, Medientheorie. Es sollten diese Ingredienzien bleiben, die fortan – in wechselnden und immer beweglich bleibenden Mischungsverhältnissen – das spezifische Rüstzeug dieses Gelehrten bildeten und seine ureigene wissenschaftliche Handschrift charakterisierten. An der Eberhard-Karls-Universität entstand die bahnbrechende Dissertation *Der ‚andere‘ historische Roman. Theorie und Strukturen einer diskontinuierlichen Gattung* (1976), die das bis dahin einseitig durch Lukács und seine Epigonen mit ihrer dogmatischen Widerspiegelungsästhetik bestimmte Bild eines zentralen Genres der europäischen Literatur auf einen Schlag und für immer veränderte, und in Tübingen auch liegen die Ursprünge jener monumentalen, erst nach vielfachen akribischen Überarbeitungen der Augsburger Jahre publizierten Habilitationsschrift *Der realistische Weg. Formen pragmatischen Erzählens bei Balzac, Dickens, Hardy, Keller, Raabe und anderen Autoren des 19. Jahrhunderts* (1994), in der Gepperts europäisch-komparatistische Blickweite und seine semiotisch-narratologische, durch Theoretiker wie Peirce und Eco, Bachtin und Genette geschulte Tiefenschärfe zu ihrer souveränen Synthesis gefunden haben.

In den mehr als zwei Jahrzehnten auf dem Augsburger Lehrstuhl mit der Doppeldenomination für Neuere deutsche und Vergleichende Literaturwissenschaft, dessen erster Inhaber er war und den er dadurch in einzigartiger Weise ‚definieren‘ und prägen konnte, ist es Hans Vilmar Geppert gelungen, auf dem einmal gelegten Fundament ein eindrucksvolles literaturwissenschaftliches Œuvre zu errichten: Seine zahlreichen Arbeiten zur deutschen und europäischen Literaturgeschichte von der Aufklärung bis zur Postmoderne, darunter immer wieder profunde Studien zur Gattungsgeschichte des historischen Romans, zur Erzählkunst der Romantik, des europäischen Realismus, des Naturalismus und der klassischen Moderne, zur

Ästhetik der Prosa bei Peirce, Bachtin oder Genette oder zu Konfigurationen der modernen Lyrik, stellen Exempel einer zeitgemäß geöffneten (d.h. komparatistisch ausgreifenden, literatursemiotisch instruierten und interdisziplinär anschlussfähigen) Literaturwissenschaft ohne nationalphilologische Borniertheiten und auch ohne Berührungsscheu gegenüber Phänomenen der Trivialekultur oder der modernen Unterhaltungs- und Massenmedien dar. Gepperts Bestrebungen, den Deutungshorizont einer allgemeinen Hermeneutik um die dreistellige Zeichentheorie einer Semiotik Peircescher Prägung zu erweitern und so die Beschreibungsgenauigkeit komplexer literarischer Textverhältnisse maßgeblich zu steigern, können für gegenwärtige neohermeneutische Ansätze als ebenso richtungweisend gelten, wie seine frühen Vorschläge zu einer Verbindung komparatistischer, filmsemiotischer und medienvergleichender Perspektiven die Debatte um Intermedialität und *Comparative Arts* um wichtige Denkanstöße bereichert haben.

So sachlich innovativ und methodisch geschärft Gepperts Arbeiten sich auch darstellen und so wenig sie die dichte und terminologisch-technische Formulierung scheuen, wo es um der analytischen Zuspitzung einer komplexen Problemlage willen angezeigt scheint, so sehr waren die Jahre des Augsburger Ordinariats zugleich von einer außerordentlichen Vermittlungsleistung geprägt: Es ist Hans Vilmar Geppert gelungen, neben dem vollen Einsatz im Bereich der Neueren deutschen Literaturwissenschaft einen eigenständigen, höchst attraktiven und erfolgreichen Studiengang im Fach Vergleichende Literaturwissenschaft aufzubauen, von dem im Rahmen einer vergleichsweise überschaubaren Philologischen Fakultät, aber auch weit über deren Grenzen hinaus die stimulierendsten interdisziplinären Impulse ausgingen. Tatsächlich hat das von ihm in den achtziger Jahren initiierte ‚Augsburger Modell‘ einer als fächerübergreifender Lehr- und Forschungsverbund konzipierten und in den Verbindungs- und Übergangszonen herkömmlich getrennter Disziplinen produktiv operierenden Komparatistik inzwischen zahlreiche Nachahmungen gefunden; die kom-

paratistischen Studiengänge und Zentren an Traditionsuniversitäten wie Göttingen oder Freiburg i. Br. können in diesem Sinne als direkte ‚Ableger‘ des erfolgreichen Augsburger Pilotprojekts gelten. Dessen Anregungskraft erwies sich freilich nicht minder nach innen: Die von Hans Vilmar Geppert im Wintersemester 1988/89 ins Leben gerufene und seitdem als *Spiritus rector* betreute Ringvorlesung *Große Werke der Literatur* ist in mittlerweile 10 Zyklen zu einer veritablen, andernorts beneideten Institution der Augsburger Universität, ja zu einem strahlenden Fixpunkt des Augsburger Kulturlebens im ganzen geworden, und ihre bald 150 Vorträge aus dem gesamten Resonanzraum der Weltliteratur füllen eine eigene stattliche Bibliothek, die in den beiden (gemeinsam mit Hubert Zapf herausgegebenen) Bänden der Ringvorlesung *Theorien der Literatur. Grundlagen und Perspektiven* in jüngsten Jahren noch ihr ebenso gelehrtes wie erfolgreich um Klarheit, Deutlichkeit und Verständlichkeit bemühtes Seitenstück erhalten hat. Es dürfte in der heutigen akademischen Szenerie (und zumal in den Geistes- und Kulturwissenschaften) nur wenige Gelehrte von höchster ‚esoterischer‘ Profession geben, die sich wie Hans Vilmar Geppert zugleich so ausdauernd und unpräntiös um die lebendige ‚exoterische‘ Vermittlung ihres Wissens gekümmert und damit um ein breites Publikum verdient gemacht haben.

Mit Hans Vilmar Gepperts 65. Geburtstag am 12. April 2006 und seiner Emeritierung am Ende des Sommersemesters 2006 geht eine Ära der Augsburger Literaturwissenschaft zu Ende, die allen, die eine Wegstrecke lang dabei sein durften, Bewunderung und größten Respekt abnötigt. Als kundiger Deuter der „Literatur im Spiel der Zeichen“ hat der Jubilar keine strenge Schule gebildet und nicht durch orthodoxe Vereinheitlichungszwänge auf Tribut und Gefolgschaft gedrungen; ein hegemonialer Gestus war seiner toleranten, zutiefst integren Persönlichkeit fremd (und vielleicht kam das Wissen um die eigene ‚Singularität‘ erleichternd hinzu). Aber er, der sich auf seiner Homepage als „hoffentlich immer noch und noch recht lange lernfähig“ beschreibt, hat durch seinen exemplarisch offenen und in-

telligent-beweglichen Umgang mit der Literatur Maßstäbe gesetzt und als Forscher wie als akademischer Lehrer wichtigste Impulse gegeben. Die Beiträger dieser Festschrift, seine Kollegen, Freunde und Schüler, wissen ihm großen Dank dafür und wollen ihre bleibende Verbundenheit ausdrücken, indem sie – in ihrer je eigenen ‚Spiel‘-Art – ein Motiv aufgreifen oder einen Gedanken durchführen, zu dem Hans Vilmar Geppert sie inspiriert haben könnte und auf den er zweifellos manches zu erwidern wüsste.“

Den ausführlichen Dank an viele Helfer, den das Vorwort gleichfalls ausdrückt, wollen wir hier noch einmal pauschal wiederholen und bekräftigen: Er gilt zuvörderst den Beiträgerinnen und Beiträgern der Festschrift, die durch ihre Ideen, ihr Engagement und ihr großzügiges Entgegenkommen das Projekt überhaupt erst möglich gemacht haben. Dass Christel Krauß, deren gemeinsam mit Henning Krauß verfasster, von ihrer ganz unverwechselbaren geistigen Signatur durchdrungener Aufsatz über Mörikes Peregrina-Lyrik im Lichte der ‚Kleinen Apokalypse‘ Matthäus 25,31 ff. zu den Höhepunkten des Bandes zählt, das Erscheinen der Festschrift nicht mehr miterlebt hat, ist auch für uns Herausgeber ein großer und bleibender Schmerz, und wir gedenken ihrer in Freundschaft und Dankbarkeit.

Lieber Herr Geppert, die guten Wünsche, die wir schon mit dem Erscheinen der Festschrift pünktlich zu Ihrem 65. Geburtstag im April 2006 verbunden haben, wollen wir heute am Tag Ihrer Abschiedsvorlesung noch einmal erneuern. Wir sind uns sicher, dass Sie auch nach dem Abschied von Ihrem Augsburger Lehrstuhl eine gute Zeit, ein erfülltes Leben haben werden, weil Sie das Lesen und Denken und Schreiben, die Abenteuer des Spekulierens und Kombinierens ja doch nie werden lassen können und dazu der ‚extrinsischen‘ Aufforderung durch ein Amt und dessen Pflichten nicht erst bedürfen, nie bedurft haben. Sie waren nie ein so bornierter ‚Nur-Akademiker‘, dass mit der Emeritierung nun eine Welt für Sie zusammenbräche, und Sie sind immer schon ein so unabhängiger und freier Geist ge-

wesen, dass ihre Freunde völlig beruhigt sein können: Sie werden die neuen Freiheiten, die gewonnene Muße auf mannigfaltig-kreative Weise zu nutzen wissen, nicht nur, aber auch zu neuen, selbstgesetzten wissenschaftlichen Zielen. Ihnen und Ihrer verehrten, lieben Frau wünschen wir viele gute, glückliche Jahre im Dreieck Ihrer Heimatn zwischen Augsburg, Tübingen und Cornwall – Sie können entspannt in die Zukunft schauen, denn beim Blick auf die Bilanz der 23 Jahre auf dem Augsburger Lehrstuhl für Neuere deutsche und Vergleichende Literaturwissenschaft dürfen Sie getrost stolz sein.

„Prodigium“ und Chaos der „Zeichen in der Welt“. Wilhelm Raabe und die Postmoderne

Abschiedsvorlesung von Prof. Dr. Hans Vilmar Geppert

Es regnet. Die Bahn hat Verspätung. An der Haltestelle steht ein Mann und gerät in immer größere Panik. Denn es ist der 14. Februar und 13 Minuten vor 12: Gerade noch etwas über eine Stunde bis die Uhr 12.50 zeigen wird. Für den Romanhelden am Beginn von Barry Unsworths Roman *Loosing Nelson* (1999) ist das ein lebenswichtiger Zeitpunkt, den er nach einer verzweifelten Taxi-Suche und –Fahrt gerade noch einhält: Der 14. Februar ist der Tag der Seeschlacht am Kap von St. Vincent. Um 12.50 greift das Schiff „The Captain“ unter Horatio Nelson in die Kämpfe ein. Und der Romanheld spielt mit Schiffsmodellen, die er jahrelang so originalgetreu wie irgend möglich nachgebaut hat, jedes Jahr und auf Tag, Stunde und Minute genau, die Seeschlachten von Nelson nach, so wie er sein Haus, ja sein Leben in ein einziges Nelson-Museum verwandelt hat. Er spielt mit der Geschichte, aber er spielt damit, wie sich nach und nach und immer unentrinnbarer ergeben wird, auch buchstäblich um sein Leben.

Der Exzentriker, der hier auftritt, hat in der englischen Literatur viele Brüder und eine lange Ahnenreihe. Uncle Toby und Corporal Trim, die unermüdlichen Rasen-Strategen aus Laurence Sternes *Tristram Shandy* (1760–1775) lassen grüßen. Aber noch näher steht vielleicht ein anderer skurriler Romanheld, wie der Held von *Loosing Nelson* ein Vergangenheits-enthusiast und eben auch Geschichtsvermittler. Denn gerade auch bei Unsworth werden ja auf diese exzentrisch-subjektive, lebendig-museale Weise Leben, Taten und Zeit Nelsons durchaus breit, oft spannend und bis in Geräusche und Gerüche hinein anschaulich vorgestellt. *Loosing Nelson* ist durchaus ein historischer Roman. Und ein möglicher Ahnherr dieser und vieler anderer postmoderner historischer Romane, an den ich jetzt erinnern möchte, war, davon bin ich überzeugt, auch Raabe bekannt.

Man könnte meinen, der Held von Walter Scotts Roman *The Antiquary* (1816) sei lediglich ein harmlos humoristisches Portrait des Geschichts-Enthusiasmus seines Autors, wie er ganz in der Vergangenheit lebt, wie er alle nur irgend auffindbaren Relikte der Historie bemerkt, sie in seinem Museum sammelt, ihre Spuren und Zeichen zu entschlüsseln sucht und zu manchmal sehr kühn gefolgerten Geschichten ausspinnt. Eine seiner Obsessionen ist es, Tacitus zu korrigieren und Erfolge der Picten gegen die Römer unter Julius Agricola nachzuweisen. Er hat eigens ein Stück Land erworben, das er für einen historischen Schauplatz hält: „From this place [...] we may suppose Agricola to have looked forth on the immense army of Caledonians” und so fort. Ein entscheidendes Indiz für seine These ist ihm ein Stein mit dem Umriss einer Opferschale und der Inschrift „A. D. L. L.“. Er liest: „Agricola Dicavit Libens Lubens”, „dies hat Agricola freudig dem Liber (einem altitalischen Gott der Fruchtbarkeit) geweiht”, nur um sich von Einheimischen sagen lassen zu müssen, hier habe vor zwanzig Jahren Aiken Drum seine Hochzeit gefeiert und als Spott auf dessen schottisch-sprichwörtliche Freigebigkeit habe ein Steinmetz-Geselle eine Schöpfkelle eingemeißelt und die Inschrift „A. D. L. L.“: „Aiken Drum’s Lang Ladle”, „Aiken Drums langer Löffel”.¹⁾

Man könnte meinen, dies sei lediglich ein selbstironisch humoristischer Roman. Aber, wie man beispielsweise aus der Walter-Scott-Biographie von John Sutherland lernen kann, hat er zum Hintergrund – wie es ja oft beim humoristischen Erzählen ist – bittere Erfahrungen und skeptische Gedanken. Die schottische Geschichte, insbesondere die der englisch-schottischen Konflikte, ist ohnehin eine für die Schotten traumatische Geschichte. Die agrarindustrielle Revolution, die in Schottland besonders brutal durchgeführt wurde, von Schotten selbst, bedeutete auch Konflikte und Risse in Scotts aufklärerisch progressivem Geschichtsverständnis. Die

1) Walter Scott, *The Antiquary*, hrsg. von David Hewitt, London 1998, S. 29/30, vgl. S. 27-31.

2) John Sutherland, *The Life of Walter Scott. A Critical Biography*, Oxford/Cambridge (Mass.) 1955, S. 172/173.

napoleonischen Kriege musste er, mit einer Französin verheiratet und „very attached to Frances culture” mit einem „sense of division” erlebt haben.²⁾

Er litt daran, ganz ohne Einfluss auf die realen Machtfaktoren seiner Zeit zu sein. Vor allem, und das scheint mir nun sehr bedeutsam, hatte er 1815 mit Erschütterung die Schlachtfelder von Waterloo und die Lazarette ringsumher gesehen: in Brüssel allein 20.000 Verwundete. Die Härte, ja Brutalität der Kriegsdarstellung im Roman *Old Mortality*, die Kritik an blindem religiösem und nationalem Fanatismus in diesem sehr düsteren Roman, ist sicher ein Zeugnis dieser Erschütterung. Wenn man bedenkt, dass dieser Roman ebenfalls 1816, also im selben Jahr wie *The Antiquary* erschienen ist, dann erkennt man eine für den Vergleich mit späteren und viel späteren Werken bedeutsame Konstellation.

Der „Antiquary”, der Geschichts-Enthusiast, bekommt in der Scott-Rezeption immer mehr etwas Sinnkritisches und Dekonstruktives: Der „Tendenzsammler” in Fontanes *Vor dem Sturm* (1878), um nur ein paar Zwischenstationen zu nennen, der in Brandenburg nicht slawisches, sondern urgermanisches Siedlungsland nachweisen will und sein ganzes skurriles Museum stehen im Kontext eines geschichtsskeptischen Erzählens, das Preußens Gloria in den Spiegel preußischer Niederlagen in der Geschichte blicken lässt. Der alte Herr von Stechlin in Fontanes letztem Roman *Der Stechlin* (1898) weiß selbst bereits um die Fragwürdigkeit seines Museums und seiner märkischen Traditionen. Wenn Flauberts *Bouvard et Pécuchet* (1881) eine Zeit lang Historiker spielen und ein fast absurdes, durchaus oft komisches Museum zusammentragen, dann steht dahinter geradezu die Verzweiflung an den Idealen der Aufklärung und der Republik. Und vielleicht der wichtigste, auf alle Fälle ein genauer und exzessiver Leser Walter Scotts, er fand ihn vollständig in der Bibliothek seines Großvaters, war der ja auch sonst auf seine schottische Herkunft stolze William Faulkner. Spätestens hier wird, was bei Scott nebeneinander

steht, *The Antiquary* und *Old Mortality*, exzentrisches Leben in der Vergangenheit und nationales Trauma direkt verbunden. Faulkners Romane und Erzählungen sind voll von Personen, die auf bereits selbstzerstörerische Weise in der Vergangenheit leben, radikale, oft närrische Außenseiter für ihre Umwelt, sehr oft erzählende Geschichts-Vermittler und unent rinnbar in die heroisierten Niederlagen und zugleich die Schuld-Komplexe des amerikanischen Südens, also in das Trauma der Südstaaten-Geschichte verstrickt. Von hier führen die Kontinuitäten und Analogien in viele Literaturen bis in die Gegenwart. Der Exzentriker in Barry Unsworth's *Loosing Nelson* beispielsweise, mit dem ich begonnen habe, lebt in der Vergangenheit, weil er kein eigenes Leben hat. Er spielt mit der Geschichte, aber mit einem für ihn immer weniger beherrschbaren Risiko. Seine Heroisierungen riskieren den Sinnverlust. Zuletzt wird er das, woran er so total geglaubt hatte, buchstäblich zerstören. Das hat etwas Bezeichnendes. Das literarisch-fiktionale Spiel mit den Traumatisierungen der Geschichte gehört zu den Charakteristika der Postmoderne. Und in der langen Vorgeschichte dieses Spiels kommt Raabe der Postmoderne verblüffend nahe.

Dass Wilhelm Raabe Walter Scotts *The Antiquary* kannte ist nirgends belegt, aber im Hinblick auf seinen Roman *Das Odfeld* (1888) und dessen Helden mehr als nur wahrscheinlich. Das wird sich gleich zeigen. Noch auffallender ist Raabes Nähe zu den viel späteren „Nachkommen“ Walter Scotts in der Postmoderne. Natürlich darf man diese Ahnenreihe nicht zu eng und fest und vor allem nicht ausschließlich sehen. Es führen viele Wege von oft alten Traditionen in die Moderne und die Postmoderne, für die ja Vielfalt und Gegensätze überhaupt charakteristisch sind. Postmoderne heißt oft auch Praemoderne. Aber, und das behaupte ich, Raabe hat gerade die „postmodernen“ Momente der Tradition, vor allem der Tradition des historischen Romans, selbst immer schon eine hybride Form, gesammelt, gebündelt und genutzt wie kein Autor vor ihm.

Die Nicht-Helden, die Vermittler und Verfremder von Geschichte zugleich sind und deren exzentrische Subjektivität jeden Sinn gezielt in Frage stellt, diese postmodernen Nachkommen des „Antiquary“, braucht man eigentlich nur aufzureihen, um die Ähnlichkeiten zu erkennen. In Raabes Roman *Das Odfeld* (1888) spielt die Handlung an einem Tag des siebenjährigen Krieges. Die Anspielungen, Analogien und diahistorischen Bezüge, die hergestellt werden, reichen zugleich weit darüber hinaus. Aber die ganze Erzählung kreist nun in der Tat um einen „Antiquary“, um einen alten, „verbrauchtesten“, „übergelehrten“, beim Umzug seiner Schule einfach „zurückgelassenen“ Schulmeister.³⁾ Er wandert wie sein Vorbild durch geschichtsträchtige Landschaften, liest ihre historischen Signaturen aus vielen Zeitschichten, sammelt Spuren und Relikte und lebt so intensiv in den verschiedenen Vergangenheiten, dass er sie buchstäblich in sich verkörpert: Troglodyt, Römer, Einsiedler, Zisterzienser, Verfolgter der Religionskriege und zugleich zuhause; „im nüchtern altklugen 18. Jahrhundert“.⁴⁾ Dabei ist er ein ganz „passiver Held“.⁵⁾ Denn seine wesentliche Heldentat, als er und eine bunte Gruppe jüngerer Leute einen Tag lang durch das Schlachtfeld auf dem „Odfeld“ irren, besteht einfach darin, mit knapper Not am Leben zu bleiben. (Im Komplementärroman *Hastenbeck* (1902) befindet sich ein Künstler und Deserteur in noch prekärer Situation.) Der Geschichtskundige und Geschichtsvermittler wird hier ganz direkt von der erlebten Geschichte, den Schrecken und Leiden des Krieges bedrängt und gezeichnet.

Raabe erzählt diese Schrecken völlig unbeschönigt und manchmal mit einer Drastik, die an den Expressionismus vorauserinnert. Berühmt ist das Bild des Morastes aus Dreck, Pferden und Menschen, aus dem eine Hand wie eine absurde Mahnung in den Himmel weist. Man kann wirklich sagen, dass das Sinnrisiko der Geschichte im Mittelpunkt dieses Romans steht. Und die weit ausgreifenden historischen und mythischen Parallelen

3) Wilhelm Raabe, *Das Odfeld*, hrsg. von Ulrich Dittmann, Stuttgart 1977, S. 18, 23, 16.

4) Ebd., S. 42.

5) Ebd., S. 17/18.

vertiefen das nur. So viele Kriege zu erinnern und selbst „so viele Kriege erlebt“, sagt der Erzähler in Raabes letztem Roman *Hastenbeck* (1902), und das ausdrücklich als einer von denen, „die wir innerlich so große Angst haben vor dem kommenden, neuen, dem [...] nach unserer Meinung schrecklichsten“, den er für die Zukunft erwartet.⁶⁾ Dieser kommende neue Krieg, der schrecklichste von allen, das schrieb Raabe 1902, ist sozusagen der Interpretant, das schlüssige Bezugs-Prinzip für das Sinnrisiko der Geschichte, das Raabe in seinen späten Romanen darstellt.

Man sieht auch, wie Raabe in der Tat, so wie später Faulkner, zusammenzieht, was bei Scott noch auf verschiedene Romane verteilt nebeneinander gestanden hatte: die Figur des „Antiquar“, des Geschichtsenthusiasten, und das Erzählen traumatischer Vergangenheit des eigenen Landes. Und – ein wichtiges Motiv, das sich bei Scott noch nicht findet, aber für die Postmoderne prägend wird – am Ende des Tages wird diesem „Antiquary“ sein zuletzt wichtigster Lebensinhalt, eben seine Bibliothek und sein Museum: kurios, heterogen, teilweise verblüffend wertvoll, lebenslang zäh gesammelt und vom Erzähler ausführlich gewürdigt, diese Bibliothek und Museum, in denen er alte Magister eigentlich lebt, sie werden ihm zerstört – symbolisch, aber darin völlig stringent lesbar, zerstört von ihm selbst. Das wird eine typische Konstellation werden: Der alternde Geschichtslehrer in Graham Swifts *Waterland* (1983), dem am Höhepunkt der Thatcher-Ära in einer ökonomisch und naturwissenschaftlich orientierten Lehrplan-Reform Fach und Stelle weggekürzt werden, ist nicht auch er ein „ausgemustert [...] Antiquary“? In seiner Not – es kommen noch familiäre Probleme hinzu – beginnt er zu erzählen, von seiner Region, seiner Familie, wie der Krieg sein ganzes seitheriges Leben geprägt und verletzt hat, um am Ende den Sinn dieser Familien-Tradition, sein imaginäres Museum zerstören zu müssen: Der letzte Spross der Familie, inzestuös gezeugt, ist ein schwachsinniger Mörder.

6) Wilhelm Raabe, *Hastenbeck*, hrsg. von Karl-Jürgen Ringel, Frankfurt a. M. 1981, S. 30.

Noch drastischer geht es in dem bereits mehrfach erwähnten Roman *Loosing Nelson* zu. Nachdem sich sein Leben in der Vergangenheit und in seinem Museum zur Halluzination verdichtet hat, tötet dieser „Antiquary“ geradezu den Heros, an den er nicht mehr glauben kann; er hält einen beliebigen Jungen für den Midshipmann Horatio Nelson, unterwegs auf sein erstes Schiff, „taking my life with him“,⁷⁾ und erschlägt ihn. So sind dann auch sein Museum und seine Bibliothek sinnlos geworden. Milder, aber strukturell genauso dekonstruktiv, ergeht es dem alten Butler in Kazuo Ishiguros *The Remains of the Day* (1989). Er ist mit seinen Fähigkeiten, denen er sein Lebensglück geopfert hat, ein Kuriosum geworden. Er kann nur noch eins: voll Verehrung von seinem Lord und Herrn erzählen und dessen Teilhabe an der englischen Geschichte. Aber dieser war ein Nazi-Freund, von dem der Butler-Antiquary letztlich nur zu sich selbst und dem Buch sprechen kann. So zerstört das Buch, die Veröffentlichung seiner Erzählung, den Wert dessen, woran sein Held in der Geschichte geglaubt hatte.

Freilich, alle diese Romane dekonstruieren den Sinn antiquarisch bewahrter und/oder monumentalisch verehrter Traditionen, Vorbilder und Mythen, aber nicht den des Erzählens und erzählenden Erinnerns selbst. Auch bei Scott und bei Raabe waren sich erzählter und erzählender „Antiquary“ sehr nahe gestanden, hatten sich ausgetauscht und argumentativ bestätigt. Das Erzählen bewahrt die Kontinuität, die der Romanheld in Frage stellt oder gar zerstört. „Man is the story telling animal“ heißt es bei Graham Swift.⁸⁾ Das hätte auch Raabe sagen können. Und so geht es meiner Überzeugung nach auch in den hier behandelten historischen Romanen der Postmoderne, wenn auch auf oft ziellos scheinenden Umwegen, letztlich um eine Aufklärung mit vollem dekonstruktivem Risiko. Die Kritik der Tradition zielt darauf, neue, vielleicht unbekanntere, auf alle Fälle andere Mög-

7) Barry Unsworth, *Loosing Nelson*, London 2000, S. 313.

8) Graham Swift, *Waterland*, Revised Edition, London 1992, S. 62; das ist gegen die postmodernen ökonomischen Forderungen nach dem „End of History“ und „Cutting History“ in den vorhergehenden Kapiteln gerichtet (ebd. S. 5 ff. und S. 21 ff.).

lichkeiten von Geschichte offen zu halten. So haben diese Romane oft etwas Spielerisches.

Das möchte ich nun an zwei Beispielen aus der deutschsprachigen Literatur zeigen, die beide aus dem Jahr 2001 stammen: Eine tragische, ja verzweifelte Variante des „Antiquary“ erzählt W. G. Sebald. Der Held des Romans *Austerlitz* (2001) wurde durch seinen Namen und einen Napoleon-begeisterten Geschichtslehrer selbst zum Historiker. Als ein in unendliche Forschungen verlorener Architekturhistoriker sammelt und entziffert er Zeit- und Kultursignaturen. Er hat ein immenses Archiv zusammengetragen, und indem er den Zeichen der Geschichte folgt, findet er die Spuren seiner eigenen Kindheit und die seiner im Holocaust verschollenen Eltern; aber diesen Spuren folgend verliert er auch sich selbst; und auch sein reiches Museum und Archiv wird am Ende zerstreut und vergessen. Doch die vielen Geschichts- und Kultur-Signaturen, die hier im Text, im Erzählen selbst aufgezeichnet und reflektiert werden, durch einmontierte Fotos ergänzt, erhalten ganz wesentlich eigenes Gewicht; sie ermöglichen Erinnerung und Trauer, geben Reflexionsanstöße, enthalten vor allem auch alternative Raum-Zeit-Modelle: solche der Kunst und vor allem der Architektur, aber auch aus der Natur, Astronomie und so fort. Die exzentrische Subjektivität in ihrer Auseinandersetzung mit Geschichte hebt sich auf in ein Spiel der Zeichen: Es geht zweifellos im Lesen der Geschichtssignaturen um eine Suche nach Wahrheiten, sehr oft eine schmerzlichen Suche, aber es geht immer auch um eine Suche nach Alternativen.

In Uwe Timms Roman *Rot* (2001) kann man retrospektiv die ganzen bisher gezeigten Entwicklungen wiederfinden. Der „Antiquary“ tritt hier in Variationen und Kontrastspiegelungen auf – er hatte sich ja schon bei Walter Scott in dem Grabsteinpfleger „Old Mortality“ oder dem exakten Kommentator von Fußnoten „Dr. Dryasdust“ vervielfältigt. Ein „Antiquary“ bei Timm ist der „ausgemusterte“ Dr. phil., ein Alt-Achtundsechziger, der seit dem Studium ohne feste Anstellung war, inzwischen weit über fünfzig, und

der seine Berufung als professioneller Begräbnisredner gefunden hat, ein Sammler und „Aufheber“ von Lebensgeschichten, die immer auch Zeit- und Geschichtssignaturen enthalten. Noch näher kommt den Vorbildern seit dem 19. Jahrhundert oder auch seit Faulkner sein Widerpart, ein Anarchist, der sich treu geblieben ist, asketisch lebt, vergraben in seine Bücher und Aufzeichnungen; er veranstaltet alternative Stadtführungen, geht also ganz wörtlich wie seine Vorgänger bei Scott oder Raabe herum in Geschichtslandschaften, deren Signatur er liest: kritisch gegenüber der deutschen Geschichte von Krieg und Unterdrückung und andererseits ausdrücklich erinnernd an vergessene linke Kultur in Berlin. Sein ganzes Denken kreist um ein Monument verdichtend sich überlagernder Zeitschichten. Er liest es so, als wolle er die Sicht Raabes auf seine Zeit retrospektiv bestätigen. Es geht um die Berliner Siegessäule. Aber nicht die Siege, sondern vielmehr Krieg und Elend, die ihre Zeitschichten an der „Siegessäule“ hinterlassen haben, und mit ihnen die Aussicht auf den kommenden Krieg als den „schrecklichsten von allen“ gilt es an diesen Geschichtszeichen zu erkennen. Interessant ist das bei Raabe so wichtige, bei Unsworth oder Sebald und anderen wieder aufgenommene Motiv der zerstörten Bibliothek (berühmt wurde es durch Umberto Eco). Es wiederholt sich in immer neuen Varianten. Konsequenterweise hat der eine Romanheld alle Bücher und persönliche Spuren der Vergangenheit weggegeben, im Versuch, seine eigene Geschichte zu negieren – ein „cutting history“, das einhergeht mit dem Entschluss, „in Zukunft ein Wort nicht mehr zu benutzen: Hoffnung“⁹⁾ – nur um von dieser Vergangenheit unentrinnbar wieder eingeholt zu werden. Dem links-konservativen Alt-Anarchisten werden sein überquellendes Archiv und seine reiche Bibliothek revolutionärer Klassiker vom Wohnungsaflöser entsorgt; ein angepasster Überlebender des *Heißen Sommers* von '68, der Held aus Uwe Timms gleichnamigem früherem Roman betreibt dagegen, hauptberuflich ist er Studienrat, ein Archiv linker Literatur von damals, was auch einer Negation gleichkommt. Denn es entsteht ja eine gegen jede Aktualität abgeschottete Zeitkapsel wirkungsleerer

9) Uwe Timm, *Rot*, vom Autor durchgesehene Ausgabe, München 2003, S. 154.

Raritäten. Und in einer weiteren Alternative, die vom „ausgemusterten“, weil gar nicht erst angestellten Romanisten zum erfolgreichen Händler mit französischem Wein geführt hatte, wird die Bibliothek samt Mobiliar von der Gattin, die die Trennung anstrebt, handstreichartig ausgeräumt. Man sieht, wie konsequent hier die Tradition forterzählt wird. Der gescheiterte, illusionäre Aufbruch in eine bessere Welt, der seinerzeitige Widerstand gegen Zeit und Geschichte ist abstrakt geworden, ins Leere gelaufen oder hat sich zynisch indifferent maskiert. Aber die postmoderne Konsequenz, die Timm zieht, ist die, den geschichtsverändernden Impuls in ein Spiel der Zeichen zu übersetzen. Es bleiben nur Zeichen. Und sie werden immer spielerischer. Der Anarchist will ganz wörtlich zuletzt nur noch eins: „Er wollte dieses Zeichen. Ein Zeichen setzen“,¹⁰⁾ nämlich die Siegestsäule in die Luft sprengen. Und in einer Vision scheint der Engel darauf dann tatsächlich zu fliegen, endlich von aller Schwere befreit. Die Auf-„zeichnungen“ des Erzählers enthalten viele Reflexionen zur deutschen Geschichte, Politik, Kultur und Nicht-Kultur. Sie bewahren Thesen von Althusser, Gramsci, Marcuse oder Bloch. Der Text selbst wird zum potentiell alternativen Zeichen. Noch konsequenter geht das Lesen von Geschichts-Signaturen über in Kunst-Spiele. Denn auch jener Künstler in Uwe Timms Roman *Rot*, der Zeichen von Alltags-Geschichten, zum Beispiel einen Arbeitslosenausweis, der Spuren von Schuhsohlen zeigt, einen aufgebissenen Kronkorken oder und vor allem weggeworfene Manuskriptentwürfe bekannter Schriftsteller zu Bild-Collagen verarbeitet, auch er ist auf seine Art ein „Antiquary“. Und noch radikaler spielen zwei weitere Erzählstränge mit fundamentalen Bedingungen der Möglichkeit von Geschichte, nämlich mit völlig anderen, abstrakt anderen Formen von Zeit. Der Roman ist voll von Diskursen über Licht und Farben, reflektiert über Symbolik und Psychologie der Farben, stellt aber auch erzählte Beispiele vor von Licht-Design und Kunstwerken aus Licht. Hier geht es um sichtbar gewordene Veränderungen und Alternativen von Schwingungen, also kleinsten Zeitintervallen. Der Romanheld will ein Buch über die Farbe „Rot“ schreiben. Zwar

10) Uwe Timm, *Rot*, vom Autor durchgesehene Ausgabe, München 2003, S. 362.

kommt er um, als er bei Rot über die Straße gehen will, aber Rot ist ein Hyper-Zeichen des Romans, zusammen mit seinem ganzen Kontext von Licht und Farben. Daneben gibt es mindestens noch einen weiteren anti-historischen Diskurs. Einer intermedialen Collage gleich ist der Roman durchzogen von sehr genauen Hinweisen auf und Reflexionen über Jazz. Eigentlich müsste, und könnte ja auch, eine CD beigelegt sein. Jazz ist wie die Farbe „Rot“ ein Freiheitssymbol. Und auch hier geht es um ein Spiel mit, gegenüber der Geschichte, radikal anderen Formen von Zeit: Tönen, Takten, Synkopen, Rhythmen, ein Gegeneinander und Zusammenspiel von Stimmen, die Zeit hörbar machen, so wie Farben Zeit sichtbar gemacht hatten. Das ist zuletzt nur ein Spiel der Zeichen, aber in diesem Kontext ein Spiel der Zeichen gegen die Geschichte. Das Risiko der Sinnlosigkeit in der Geschichte wird mit dem Risiko der Beliebigkeit in der Ästhetik beantwortet. Das haben alle diese postmodernen historischen Romane gemeinsam. Der Umschlag der dtv-Ausgabe betont diese Ambivalenz. Man erkennt die Siegestsäule, zum Zeichen ihrer selbst reduziert, so dass der Engel fast zu schweben scheint. Im Kontrast dazu stehen das Rot und das Licht. Aber man kann nicht wissen: Ist dies ein Abend- oder Morgenrot, geht die Sonne auf oder geht sie unter? Der Roman ist da, bei aller spielerischen Offenheit, engagierter. Das ästhetisch freie Spiel der Zeichen soll hier, wie bei Schiller oder in der Romantik oder bei Ernst Bloch, der breit zitiert wird, auch als Vorschein wirklicher Freiheit verstanden werden, es beansprucht *potentia possibilitas* utopischer Funktion. Das letzte Wort des Romans heißt „Licht“.

Vom „Antiquary“ zu den Geschichtssignaturen, zu deren Dekonstruktion und dem Risiko ihrer Sinnlosigkeit, dann zum Spiel der Zeichen mit der und gegen die Geschichte, zu den Antihistorien, zur Ästhetik und zur Utopie: Damit wäre der diskursive Weg abgesteckt, in dem sich Wilhelm Raabes Spätwerk bzw. Teile davon vielleicht neu lesen lassen. Es ist heuer ja neben vielen anderen auch ein Raabe-Jahr; am 12. September vor 175 Jahren wurde Wilhelm Raabe geboren. Und postmodern aktuell, das haben

wir bis jetzt gesehen, ist seine Version des „Antiquary“ auf der einen und das radikal ausgespielte diahistorische und polyhistorische, aus der Überlagerung von Zeit-Schichten und aus der Vervielfältigung der jeweiligen Historie hervorgehende Risiko der Sinnlosigkeit. Raabe und sein Romanheld „lesen“ das „Odfeld“, Schauplatz vieler Schlachten aus vielen Zeiten, verblüffend genau so, wie der anarchistische „Antiquary“ bei Timm die Berliner Siegessäule „liest“: Signatur nicht einer stolzen, sondern einer verheerenden Geschichte. Und verblüffend vergleichbar – auf die Unterschiede komme ich später – kommen jetzt auch bei Raabe freiere Spiele von Zeichen ins Spiel. Denn es gibt in Raabes Roman *Das Odfeld* zu den drei wichtigsten Handlungsträgern: der Gestalt des geschichtskundigen und Geschichte erleidenden Helden, der fiktiven Schlacht auf dem „Odfeld“ im Kontext des siebenjährigen Krieges und deren diahistorischer *amplificatio* als Signatur vieler Zeitschichten, noch eine phantastische und nun also auch hier explizit zeichenhafte Rahmenhandlung. Am Vorabend der Schlacht bekämpfen sich zwei große Scharen von Raben am Himmel lange und in erbittertem Hin und Her, bis eines dieser Raben-Heere sich zur Flucht wendet. Der Magister folgt dem Schauspiel begeistert und mit vielen mythologischen und historischen Kommentaren. Und der Erzähler gibt ihm darin ausdrücklich Recht. So kam es zum Titel meines Vortrags. Denn irgendwelche naturwissenschaftlichen Zweifel oder auch Erklärungen lehnt der Romanerzähler, der sicher auch für den Autor spricht, für dieses „portentum“, „praesagium“ und „prodigium“ ausdrücklich ab:

Wir aber halten uns mit dem letzten gelehrten Erben der Zisterzienser von Amelungsborn einzig an das Prodigium, das Wunderzeichen und danken für alle fachwissenschaftliche Belehrung: wir lassen uns heute noch gern an den Zeichen in der Welt genügen, wo Besserunterrichtete ganz genau das – Genauere wissen.¹¹⁾

11) Wilhelm Raabe, *Das Odfeld*, S. 23.

Raabe will doch wohl, dass wir den möglichen Bedeutungen dieses phantastischen Wunder-Zeichens so weit wie möglich nachgehen. (Und Zeichen-Skeptiker unter den Raabe- und Realismusforschern dürfen sich zu den „Besserunterrichteten“ zählen.) Einer der Raben fällt dem Magister verwundet zu Füßen, der verbindet ihn und nimmt ihn mit auf sein Zimmer. Der „grauenvolle“, wie es heißt, Kämpfer, Leichenfresser und Unglücksbote lässt sich auch wie ein Haustier halten, was düstere Konstellationen ermöglicht. Er kommentiert beispielsweise krächzend die Lektüren und Selbstgespräche des alten Herrn oder interessiert sich ominös für bestimmte Besucher, verbreitet bei anderen nur Angst und Schrecken, begleitet den Romanhelden bis in seine Träume, und natürlich überlebt er auch den nächsten, für alle anderen von Not und Elend des Kriegsgeschehens erfüllten Tag. Das Wort „Zeichen“ kommt im Roman fast auf jeder Seite vor. Wo hinaus soll es damit?

Zunächst ist der Rabe hier ein mit Bedeutungen überladenes Hyper-Zeichen, das chaotisch, aber keinesfalls beliebig, viele verschiedene Bedeutungswege, -verzweigungen und -zirkel erlaubt. Und alle, gerade auch die gegensätzlichen, ergeben für diesen Roman eine Lesart. Der Rabe ist in vielen Mythen, zum Beispiel in Gestalt der Wotansrabens, ein Göttervogel und Götterbote, so kommt auch hier „aus dem christlichen Himmel oder vom Ida oder aus Walhall“ die „Stimme“, die dem kriegerischen Schauspiel „Halt“ gebietet.¹²⁾ Das Zeichen beansprucht, einen umfassenden Gesamt-Sinn zu verkörpern. Aber der löst sich auf in Widersprüche. Denn genauso klar ist der Rabe in der volksmythologischen Deutung ein Unglücks-, Galgen- und Teufelstier, was im Roman ebenfalls einen Sinn ergibt. Nach keltischer Überlieferung begleiten und führen die „raven of battle“ so wie hier die Kriegszüge. Aber, und das scheint ebenfalls richtig, nach der alten und immer wieder abgewandelten Symbolik des Tierkreises steht der Rabe für Schalt-Monate und Un-Zeiten, Zeiten, die nicht fassbar sind, geordnete Ordnungen unterbrechen (wie ein „dreizehnter Monat“), aber auch

12) Wilhelm Raabe, *Das Odfeld*, S. 31.

Zeiten-Wenden vorbereiten. So ließ im Alten Testament Noah vor der Taube und erfolglos einen Raben fliegen, und Noah ist der Vorname des Magisters. Der sprichwörtlichen Weisheit des Raben korrespondiert, dass schwarz gekleidete Schüler, Studenten und Professoren oft so genannt werden, „übergelehrter Rab“ erhält der Magister als Schimpfwort an den Kopf geworfen,¹³⁾ andererseits wird hier aber immer auch die Bestialität des Tieres, Symbol für „der Welt Vieheit“,¹⁴⁾ so Raabe selbst, betont. „Das Tier setzte seinen Willen durch“, ist der letzte Erzählerkommentar zu diesem Raben.¹⁵⁾ Historische Anspielungen, die „Rabenschlacht“ als die von Ravenna, Bezüge zu mehreren Märchen, natürlich literarische Anspielungen – Edgar A. Poes Gedicht *The Raven* beginnt ja auch mit einem „Antiquary“, „ponder(ing) over many a quaint and curious volume of forgotten lore“: All das ist intertextuell nachweisbar. Auf die Pluralität, die Polysemie als solche und auf die Gegensätzlichkeit um ihrer selbst willen scheint es anzukommen. Und darin nähert sich der Rabe in Raabes Roman nun doch in der Tat jenen Hyper-Zeichen der Postmoderne, wie der Rose bei Eco, die genau wegen ihrer sich jeder Eindeutigkeit entziehenden Vielfalt von Bedeutungen den Romantitel abgab, oder den (im Gegensatz zu Ovid) regellosen, allenfalls destruktiven Metamorphosen in Christoph Ransmayrs *Die letzte Welt* (1989), oder in Michel Tourniers *Le roi des aulnes / Der Erlkönig* (1970), dem Symbol der „phorie“ des „Tragens“ und „Getragenwerdens“, das immer neu entsteht und sich in seine Gegensätze verliert: euphorisch und dysphorisch, Christopherus und Erlkönig, Blaubart und „Roß Israels“. Und natürlich nähert sich die chaotische Symbolik des Raben auch der der Farbe „Rot“ im genannten Roman von Uwe Timm. Vielleicht lehrt erst die Postmoderne, dieses Chaos der möglichen Bedeutungen, die schiere Vielfalt und Gegensätzlichkeit des Hyper-Zeichens auch bereits bei Raabe als etwas zu lesen, das bewusst gesucht wird.

13) Ebd., S. 23.

14) Wilhelm Raabe, *Hastenbeck*, S. 76

15) Wilhelm Raabe, *Das Odfeld*, S. 230.

Welche Bedeutung hat bei alledem die unübersehbare Homonymie zwischen dem Wort „Rabe“ und dem Namen des Romanautors? Autor, Erzähler und Romanheld werden in diesem Zeichen solidarisch. Der Magister wendet sich ja dem Raben nicht nur mitleidig zu und hält den Raben nicht nur wie ein Haustier, er träumt auch das phantastische Geschehen nachts noch einmal nach und fliegt und kämpft selbst als „Raabe“ unter Raben mit. Wird hier nicht die exzentrische Subjektivität des „Antiquary“ gerade in der in der jüngeren Literatur bekannten Weise als Vermittler und Opfer der Geschichte noch einmal potenziert? Ist das nicht bereits eine Parabel für die postmoderne Aufhebung dieser Subjektivität in Zeichen?

Aber es gilt auch einen gegensätzlich gerichteten Zeichen- und Identifikationsprozess zu lesen. Raabe unternimmt hier lediglich einen Ausflug in die Postmoderne, in die subjektiv nicht mehr zu bewältigende Sinnkrise von Geschichte, die im Spiel der Zeichen offen gehalten wird. Sein Romanheld nämlich behauptet sich. Er bleibt ein Held, dies ganz im Gegensatz zu seinen späteren Nachkommen: Sein stoizistisches Selbstbewusstsein, seine produktiv skeptische, aber folgerichtige Vernunft und seine unbeirrbar freundliche Humanität stellen einen Wert für sich dar. Darin bleibt er in den Konventionen des 19. Jahrhunderts und findet gerade in Raabes Spätwerk viele verwandte, exzentrisch positive Helden. Und die Solidarität von Autor, Erzähler und Held im Zeichen des Raben führt hier nach dem Ausflug in die Postmoderne auch insofern zurück auf den „realistischen Weg“, als es viele Verbindungen gibt zur Reflexionskontinuität des Spätwerks, seinem vor allem in den drei Entwicklungsromanen prägenden Sich-Abarbeiten an der zeitgenössischen gesellschaftlichen Realität und der aus dem ganzen Diskurs sich ergebenden Perspektive auf einen humanen, zwangfreien Konsens.

Dazu gehört auch eine Deutungsfigur, die ich selbst früher als die allein letztgültige behauptet habe,¹⁶⁾ die aber nur eine mögliche unter vielen ist;

16) Verf., „Das Odfeld. Zur Zeichensprache der Geschichte“, in: Leo A. Lensing u. Hans-Werner Peter (Hrsg.), *Wilhelm Raabe. Studien zu seinem Leben und Werk*, Braunschweig 1981, S. 266-279.

das allerdings scheint sie mir immer noch zu sein: die Deutung als meta-poetische Allegorie. Der Wilhelm Raabe, der das erzählt, hebt die Raben-Zeichen auf in seinen Roman-Text, die ihrerseits die kriegerische Handlung aufgehoben haben, er hebt sie auf in einen sprachlichen, narrativen „Krieg“, einen „friedlichen Krieg“ der Positionen, Meinungen, Traditionen und Argumente. Auf diese fröhliche Aggression, den friedlichen Krieg im Erzählen, gibt es in Raabes Spätwerk viele Hinweise – Stopfkuchens „Tot-schlag“-Sprache der Bedeutungsumkehrungen in Raabes wohl bekanntestem Roman beispielsweise oder die Don-Quijote-Figurationen und vieles andere.

Aber der Schluss des Romans stellt dann doch das Selbstvertrauen des Helden und ebenso das Vertrauen des Autors in die Kontinuität seiner Erzählarbeit auf eine radikale Sinnprobe: Der Magister und seine Schutzbefohlenen haben – bis auf einen – den Tag auf dem Schlachtfeld überlebt. Haus und Hof sind vom Kriegsvolk verwüstet und leer geplündert. Aber die Turmuhr geht noch immer völlig genau, als sei nichts gewesen. Die Tür zur ehemaligen Mönchzelle, der Wohnung des Romanhelden, ist verschlossen geblieben als sei nichts gewesen, und er hat den Schlüssel dazu noch in der Tasche. Doch drinnen herrscht ein noch viel größeres Chaos als draußen. Der eingesperrte Rabe hat alles umgeworfen, zerrissen und verdreckt, insbesondere eben auch die Bücher und das Museum. Und am Ende des Romans, denn für einen Raben gibt es jetzt draußen viel zu tun, lässt der Magister ihn frei: „Fliege zu, fliege hin und her und richte ferner aus, wozu du mit uns andern in die Angst der Welt hineingeworfen worden bist“.

Das Chaos, das der Rabe, das Hyper-Zeichen dieses Romans, angerichtet hat, zerstört das „Prodigium“, das „Wunderzeichen“: „Ich weiß nicht, von wannen du gekommen bist, ich weiß nicht, wohin du gehst; aber geh denn [...] auch nach dem Odfelde“.¹⁷⁾ Die universale Sinnlosigkeit des Krieges,

17) Wilhelm Raabe, *Das Odfeld*, S. 230.

um die es bis dahin so eindringlich gegangen war, wird zuletzt zeichenhaft noch einmal potenziert: „Ach Rab, Rab, wohl ist dein Zeichen Wahrheit geworden.“¹⁸⁾ Und die Zeichen der Ordnung: die Uhr, der Schlüssel, auch das Wissen, das Museum und die Bücher, sind dem völlig unterlegen. Dem „Antiquary“, der im Zeichen des Raben mit Erzähler und Autor solidarisch war und ist, wurde sein Geschichtsvertrauen anschaulich zerstört: symbolisch und als Spur zugleich vom Raben des (Wilhelm) Raabe, also letztlich und signifikant von ihm selbst. Darin nähert sich diese Konstellation des sich selbst dekonstruierenden „Antiquary“ dann doch wieder auf verblüffend deutliche Weise seinen postmodernen Nachkommen.

Bleibt dann also auch hier – nicht in der Kontinuität des Spätwerks, die mehr sagt als dieser eine sehr experimentelle, spielerisch-zeichenhafte Roman – bleibt bereits hier als letztes Argument gegen die radikale Sinnkrise der Geschichte lediglich das Spiel der Zeichen, die Offenheit möglicher Alternativen, was ja, das wird doch sehr deutlich, bereits auch ein Spiel mit den Traumatisierungen der Geschichte ist? Auf alle Fälle gehören zu den alternativen Bedeutungen des Raben-Symbols in Raabes Geschichts-Zeichen-Spiel auch zwei ihrerseits antithetische Schlussperspektiven. Zuletzt ist der Rabe hier einfach ein eingesperrtes Tier und „das Tier setzte seinen Willen durch“, lautet der letzte Kommentar des Erzählers. Das Motiv der „bête humaine“, der menschlichen Bestie, der „Viehheit“ der Welt, des „Affenmenschen“, der Fuchs- und Wolf-Gesellschaft, im zeitgleichen Naturalismus oft zu treffen, findet sich auch oft beim späten Raabe (übrigens auch durchaus ökologische Themen). Wenn das „Tier“ so das letzte Wort hat, öffnet das vielleicht auch eine Perspektive auf ein Unbekanntes, Anti-historisches in der Natur – vergleichbar dem Leben der Aale in Graham Swifts *Waterland* (1983), den Signaturen von Pflanzen, Tieren, Astralnebeln und so fort bei Sebald oder dem ewigen Eis bei Ransmayr (*Die Schrecken des Eises und der Finsternis*, 1984) oder in Sten Nadolnys *Die Entdeckung der Langsamkeit* (1983)?

18) Wilhelm Raabe, *Das Odfeld*, S. 10.

Zur Offenheit des Spiels der Zeichen mit der und gegen die Geschichte gehört in der Postmoderne, dass dieses Spiel alternative oder utopische oder geradezu heilsgeschichtliche Perspektiven zumindest nicht ausschließt, zumindest offen lässt. Ich erinnere an den imaginierten Flug des gesprengten Siegesengels bei Uwe Timm. Das letzte Wort des Romans heißt „Licht“, das vorletzte „Erlösung“. Bei Raabe ist es sehr klar vergleichbar zweifellos ein bedeutsames heilsgeschichtliches Zeichen – das sich im weiteren Spätwerk analog immer wieder findet – dass einer mit dem Namen Noah zuletzt einen Raben fliegen lässt. Noah muss seinen Nachbarn und Zeitgenossen ja durchaus als Exzentriker, wenn nicht als schlechterdings verrückt erschienen sein. Aber er ist in der Bibel ein Hoffnungsträger: „Der wird uns trösten [...] auf der Erden, die der Herr verflucht hat“ (1. Mose 5, 29), zitiert Raabe die Bibel. Dort steht auch: „Noah (tat) das Fenster auf [...] und ließ einen Raben ausfliegen; der flog hin und [...] her“ (1. Mose 8, 6/7). Genau hier, in einer völlig offenen Situation endet die heilsgeschichtliche Signatur in Raabes Roman. Von einer Taube mit einem Ölzweig oder von einem Regenbogen ist nicht die Rede. Aber ausgeschlossen sind sie auch nicht.

Erlauben Sie dazu noch einen Nachgedanken: Wie steht es mit explizit ästhetischen Zeichen-Spielen, genauer Zeichen-Zeit-Spielen, ich erinnere an die Kunst aus Licht oder den Jazz bei Timm, als Alternativen, ja Antihistorien? Derlei gab es im 19. Jahrhundert immer wieder – es handelt sich ja letztlich um romantisches Erbe; aber nur sehr versteckt oder als Nebenbedeutung gibt es das bei Raabe. Sprechend jedoch scheint mir das Beispiel, mit dem ich meinen Vortrag schließen will. Es steht der Postmoderne näher als der Romantik. Einmal hat Raabe in der Tat Kunst als Antihistorie verstanden und zeichenhaft auserzählt, aber als Montage und intermediales wie intertextuelles Zitat, ja als Meta-Fiktion.

In seinem letzten, von ihm abgeschlossenen Roman *Hastenbeck* (1902), den Raabe komplementär zu *Das Odfeld* verstanden wissen wollte – nach

der niedersächsischen Ilias nun die „niedersächsische Odyssee“¹⁹⁾ – hat er nicht nur die Idyllen Salomon Geßners antithetisch gegen die auch hier genau und grausam dargestellte Welt des siebenjährigen Krieges gestellt. Ein blutbeflecktes, von einer Kugel gezeichnetes Exemplar wird viel gelesen, ausführlich zitiert und geradezu als Anweisung zum Handeln, als ein Plan praktisch umgesetzt. Ein weiterer eigener, durchgehaltener Diskurs beschäftigt sich hier auch mit Kunst-Zitaten, nämlich mit der längst musealen Rokoko-Kunst der Fürstenberger Porzellanmanufaktur. Die Hauptfiguren treten wie, nein *als* zum Leben erweckte Porzellanmotive auf und verkörpern so „der Welt Lieblichkeit“, die gegen „der Welt Vieheit“ gesetzt wird. Die kleine Statue einer alten Bettlerin wird zu einer grimmig-menschenfreundlichen Picara, die als Marketenderin den Kriegen des achtzehnten Jahrhunderts in fast ganz Europa gefolgt war und nun den anderen lebendig gewordenen Porzellangestalten zu Hilfe kommt. Ein auf Tellern und Statuetten vielfach wiederkehrendes liebliches Gesicht verwandelt sich zurück in sein lebendiges Original, eine zarte Rokoko-Schäferin, die aber eine bemerkenswerte Zähigkeit und Selbstbehauptung entwickelt, und der, der so viele schöne Blumen auf das Porzellan gemalt hatte, ist als Blumenmaler und desertierter Soldat ihr Geliebter. Diese drei fliehen durch gefährliches Gebiet an den Hof des exilierten Herzogs Karls des I. von Braunschweig-Lüneburg: Vater der Anna Amalia von Sachsen-Weimar, Dienstherr des Bibliothekars Lessing, und auch sonst mit der Deutschen Geistesgeschichte vielfach verknüpft, freilich einer der Fürsten, die, so Raabe in seiner grimmigen Art, „den Kopf im Lichte [...], die Stirn hoch aufgerichtet der Sonne zu trugen, aber in ihren Stiefeln oft recht tief in [...] Blut



19) Brief vom 8. September 1898 an Marie Jensen, zitiert in: Wilhelm Raabe, *Hastenbeck*, Nachwort, S. 213
 20) Brief vom 8. September 1898 an Marie Jensen, zitiert in: Wilhelm Raabe, *Hastenbeck*, Nachwort, S. 213.

standen”, darunter vor allem dem von „seines Landes Kinder”.²⁰⁾ Am Hof dieses Fürsten finden die drei Flüchtlinge Begnadigung: eigentlich ein Komödientenschluss, so wie das Motiv der lebendig gewordenen Puppen auch mit der Komödie zusammenhängt. So kann man kaum von utopischer Bedeutung sprechen, wohl aber von Kunst und Ästhetik als Antihistorie, von einem Spiel der Antithesen, einem Spiel der Zeichen der Kunst gegen die Geschichte. Das hat etwas Postmodernes. Denn die entscheidende Wendung bedeutet es, dass bei der Audienz die kleinen Prinzessinnen eben die damals schon zur Sammlung verfestigten, für Raabe bereits und heute noch immer musealen Porzellan-Originale in den Roman-Fiktionen, den im Erzählen lebendigen Puppen wiedererkennen. Die Kinder kehren den Generierungsprozess des Romans, die Übersetzung von Kunstwerken in lebendige Romanfiktionen um, man kann sagen, sie kehren ihn „metafiktional” um:

*„Qu’ avez-vous là, petites?” fragte dann plötzlich Herzog Karl von Braunschweig; doch sie reichten ihm nur eine Porzellanfigur von der „Etagère” hin, untereinander kichernd [...] Einen Augenblick hielt Durchlaucht die Puppe zweifelnd in der Hand [...]. Mit einem Male aber ging ihm das Verständnis auf. Aus der Verblüffung wurde ein sogar recht freundliches Lächeln, und zu seiner Gemahlin sich wendend rief er: „Aber das ist ja wahr, Liebden! Voilà notre sorcière du Véser! Das ist ja unsere Weserhexe in Fleisch und Blut! Ecco la mia cara, carissima Strega di Fürstenberg!” [...] „Und hier ist das Gesichtchen auf dem Teeservice, so mir Euer Liebden aus Ihrer berühmten Porzellanfabrik zu meinem letzten Geburtstage präsentiert haben!”²¹⁾
[172 / 173]*

21) Ebd. S. 213.

Und so weiter. Man spürt die Verfremdungen und Brüche und das Spiel mit Zitaten, Vorbildern und Fiktionen. So wenden sich die Dinge zum Guten, das Chaos des Krieges zum „Prodigium” von Frieden und Liebe. Einmal, aber nur und ausdrücklich in der fiktiven Welt des Romans, dazu hin im Gestus der Komödie und im zerbrechlichen Medium der Porzellan-Kunst gewinnen die Zeichen ihr Spiel gegen die Geschichte, gegen die Welt. Des Weiteren aber bleibt dieses Spiel bestenfalls offen.

Und so komme ich zum Schluss meiner Abschiedsvorlesung.

Am Abend dieses Tages sitzt die alte, lebendig gewordene Porzellan-Picara und schaut auf ihr Leben zurück. Ich würde eine etwas plumpe Porzellanpuppe abgeben, erst recht einen völlig überforderten Picaro, aber zum Zurückblicken ist jetzt und hier denn doch Anlass. Was mich heute vor allem erfüllt, ist ein großes, überwältigendes Gefühl der Dankbarkeit. An meinem Geburtstag Anfang April, als die Festschrift pünktlich erschien, waren es genau fünfzig Jahre, dass mein Bildungsweg eine entscheidende Wende nahm. Seitdem bin ich von Stipendium zu Stipendium und von Stelle zu Stelle weitergereicht worden, und – ich ver falle in diesem Kontext von Schule und Universität unwillkürlich ins Schwäbische – „nô isch des so nā worra”, haben sich die Dinge letztlich und durchaus angenehm so entwickelt, dass ich zweiundzwanzig Jahre lang den Lehrstuhl für Neure Deutsche und Vergleichende Literaturwissenschaft innehaben durfte. Der Beruf des Universitätsprofessors ist vielleicht der schönste der Welt. Und das Fach Vergleichende Literaturwissenschaft hätte ich nie und nimmer gegen irgendein anderes tauschen wollen. Das hat freilich wie alles seinen Preis gehabt. So ein Fach ist nicht zu begrenzen und daher auch nicht festzulegen. Es fordert geradezu eine gewisse Eigenwilligkeit, die dann freilich vielleicht nicht immer jedermann bzw. alle Studierenden anspricht. Das ist unvermeidlich, aber ich habe es auch, ich gebe es zu, ein wenig kultiviert. Umso mehr muss ich heute dankbar sein, dass die Art und Weise, wie ich mein Fach hier vertreten habe, alles in allem gut gegangen ist. Da haben viele, viele mitgeholfen.

Danken muss ich, und ich meine das ganz aufrichtig, dem Freistaat Bayern, dann der Universität Augsburg und meiner Fakultät, die diesen Lehrstuhl zu einer Zeit neu eingerichtet haben, als überall sonst massiv in den Geisteswissenschaften Stellen gestrichen wurden. Zu danken habe ich den Kollegen der Germanistik, allen voran Helmut Koopmann, mit dem ich so lange vertrauensvoll zusammenarbeiten konnte und auf dessen Rat und zuverlässige Hilfe ich immer zählen durfte. Und mit Herrn Mayer ging es ebenso erfreulich weiter. Ich danke allen Kolleginnen und Kollegen aus der ganzen Universität, die so bereitwillig die Ringvorlesungen mitgetragen haben – was keineswegs selbstverständlich war. (In der ganzen Zeit habe ich nur vier Absagen erhalten.) Insbesondere danke ich Hubert Zapf für die Initiative zur und die Organisation der Theorie-Vorlesung und dafür, dass er die Reihe „Große Werke der Literatur“ im Winter fortsetzen wird. Das ist mir eine große Freude.

Ich danke all denen, mit denen ich zusammen Seminare veranstalten durfte: Henning Krauß, Thomas Scheerer mehrmals, Gunter Gottlieb mehrmals, Marion Lausberg, Eva Matthes und vielen anderen. Und jahrelang immer wieder waren für mich ein Höhepunkt die literarisch-philosophischen Veranstaltungen mit Severin Müller.

Ich danke meinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern am Lehrstuhl – heute schon mal allgemein, aber noch nicht so endgültig; da ich mich im Winter „selbst vertrete“, werde ich sie alle noch brauchen. Zuerst danke ich den Sekretärinnen, den zentralen Pfeilern des Lehrstuhls: Frau Deck, dann Frau Schmerkotte, dann wieder Frau Deck bis heute. Ich erinnere mich noch jeweils an das erstaunte Gesicht, als beiden klar wurde, dass das mit dem „zerstreuten Professor“ durchaus keine bloße Redensart ist, und welche absolute Verantwortung da auf sie zukommt. Vielen Dank, dass sie sie so umsichtig und zuverlässig getragen haben. Ich danke meinen Assistentinnen und Assistenten: Herrn Frick, inzwischen selbst Ordinarius mit demselben schönen Fach wie ich, dann Bernadette Malinowski, beide prä-

gend für die Augsburger Komparatistik und eine Freude als Mitarbeiter, sowie allen, die im Laufe der Jahre immer wieder diese Stelle vorübergehend vertreten haben.

Und damit wäre ich dann bereits wieder am heutigen Abend. Denn sehr herzlich danke ich den drei Herausgebern, neben den Letztgenannten also jetzt auch Fabian Lampart, für die Initiative und die viele Arbeit, die die heute überreichte Festschrift bedeutet hat. Ich danke noch einmal von Herzen allen Trägerinnen und Trägern – mein Gegengeschenk ist im Druck. Ich danke Gunter Narr und den Damen und Herren des Francke Verlags für das schön gewordene Buch. Ich danke allen, deren Namen ich in der *Tabula gratulatoria* finden durfte. Ich danke sehr, überrascht, ja gerührt, den jungen Damen und Herren von Sankt Stephan, deren musikalische Umrahmung von Herrn Frick dank alter Kontakte vermittelt, diese heutige Veranstaltung wesentlich verschönt hat. Ich danke allen, die bei der Vorbereitung von Buffet und Getränken helfen, zu denen ich Sie alle gleich einladen möchte. Und so könnte und müsste ich endlos weitermachen. Vorher kehre ich dann aber doch für mein Schlusswort, dann folgt noch ein musikalischer Schluss, zurück zu Raabe. Das Kapitel, das ich vorhin zitiert habe, endet mit den Worten: „felicissima notte altes Gerippe“ – so weit möchte ich noch nicht gehen. Aber das nächste: „Glückliche Reise junges Volk“, das scheint mir schon eher passend. Glückliche Reise, glückliche Lebensreise junge Universität Augsburg, junge Fakultät und Sie alle, Kolleginnen und Kollegen, Schüler, Freunde, und vor allem eben das „junge Volk“!

Augsburger Universitätsreden

Gesamtverzeichnis

1. Helmuth Kittel: **50 Jahre Religionspädagogik – Erlebnisse und Erfahrungen.** Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Philosophische Fakultät I am 22. Juni 1983, Augsburg 1983
2. Helmut Zeddies: **Luther, Staat und Kirche. Das Lutherjahr 1983 in der DDR,** Augsburg 1984
3. **Hochschulpolitik und Wissenschaftskonzeption bei der Gründung der Universität Augsburg.** Ansprachen anlässlich der Feier des 65. Geburtstages des Augsburger Gründungspräsidenten Prof. Dr. Louis Perridon am 25. Januar 1984, Augsburg 1984
4. Bruno Bushart: **Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Philosophische Fakultät II am 7. Dezember 1983,** Augsburg 1985
5. Ruggero J. Aldisert: **Grenzzlinien: Die Schranken zulässiger richterlicher Rechtsschöpfung in Amerika.** Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Juristische Fakultät am 7. November 1984, Augsburg 1985
6. **Kanada-Studien in Augsburg.** Vorträge und Ansprachen anlässlich der Eröffnung des Instituts für Kanada-Studien am 4. Dezember 1985, Augsburg 1986

7. Theodor Eschenburg: **Anfänge der Politikwissenschaft und des Schulfaches Politik in Deutschland seit 1945.** Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Philosophische Fakultät I am 16. Juli 1985, Augsburg 1986

8. Lothar Collatz: **Geometrische Ornamente.** Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Naturwissenschaftliche Fakultät am 12. November 1985, Augsburg 1986

9. **In memoriam Jürgen Schäfer.** Ansprachen anlässlich der Trauerfeier für Prof. Dr. Jürgen Schäfer am 4. Juni 1986, Augsburg 1986

10. Franz Klein: **Unstetes Steuerrecht – Unternehmerdisposition im Spannungsfeld von Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung.** Vortrag und Ansprachen anlässlich des Besuchs des Präsidenten des Bundesfinanzhofs am 9. Dezember 1985, Augsburg 1987

11. Paul Raabe: **Die Bibliothek und die alten Bücher. Über das Erhalten, Erschließen und Erforschen historischer Bestände,** Augsburg 1988

12. Hans Maier: **Vertrauen als politische Kategorie.** Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Philosophische Fakultät I am 7. Juni 1988, Augsburg 1988

13. Walther L. Bernecker: **Schmuggel. Illegale Handelspraktiken im Mexiko des 19. Jahrhunderts.** Festvortrag anlässlich der zweiten Verleihung des Augsburger Universitätspreises für Spanien- und Lateinamerikastudien am 17. Mai 1988, Augsburg 1988

14. Karl Böck: **Die Änderung des Bayerischen Konkordats von 1968.** Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Katholisch-Theologische Fakultät am 17. Februar 1989, Augsburg 1989

15. Hans Vilmar Geppert: **„Perfect Perfect“. Das kodierte Kind in Werbung und Kurzgeschichte.** Vortrag anlässlich des Augsburger Mansfield-Symposiums im Juni 1988 zum 100. Geburtstag von Katherine Mansfield, Augsburg 1989

16. Jean-Marie Cardinal Lustiger: **Die Neuheit Christi und die Postmoderne.** Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Katholisch-Theologische Fakultät am 17. November 1989, Augsburg 1990

17. Klaus Mainzer: **Aufgaben und Ziele der Wissenschaftsphilosophie.** Vortrag anlässlich der Eröffnung des Instituts für Philosophie am 20. November 1989, Augsburg 1990

18. Georges-Henri Soutou: **Deutsche Einheit – Europäische Einigung. Französische Perspektiven.** Festvortrag anlässlich der 20-Jahr-Feier der Universität am 20. Juli 1990, Augsburg 1990

19. Josef Becker: **Deutsche Wege zur nationalen Einheit. Historisch-politische Überlegungen zum 3. Oktober 1990,** Augsburg 1990

20. Louis Carlen: **Kaspar Jodok von Stockalper. Großunternehmer im 17. Jahrhundert,** Augsburg 1991

21. Mircea Dinescu – **Lyrik, Revolution und das neue Europa.** Ansprachen und Texte anlässlich der Verleihung der Akademischen Ehrenbürgerwürde der Universität Augsburg, hg. v. Ioan Constantinescu und Henning Krauß, Augsburg 1991

22. M. Immolata Wetter: **Maria Ward – Missverständnisse und Klärung.** Vortrag anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Katholisch-Theologische Fakultät am 19. Februar 1993, Augsburg 1993

23. **Wirtschaft in Wissenschaft und Literatur.** Drei Perspektiven aus historischer und literaturwissenschaftlicher Sicht von Johannes Burkhardt, Helmut Koopmann und Henning Krauß, Augsburg 1993

24. Walther Busse von Colbe: **Managementkontrolle durch Rechnungslegungspflichten.** Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät am 12. Januar 1994, Augsburg 1994

25. John G. H. Halstead: **Kanadas Rolle in einer sich wandelnden Welt.** Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Philosoph. Fakultät I am 22. Februar 1994, Augsburg 1994

26. Christian Virchow: **Medizinhistorisches um den „Zauberberg“.** „Das gläserne Angebinde“ und ein pneumologisches Nachspiel. Gastvortrag an der Universität Augsburg am 22. Juni 1992, Augsburg 1995

27. Jürgen Mittelstraß, Tilman Steiner: **Wissenschaft verstehen.** Ein Dialog in der Reihe „Forum Wissenschaft“ am 8. Februar 1996 an der Universität Augsburg, Augsburg 1996

28. Jochen Brüning: **Wissenschaft und Öffentlichkeit.** Festvortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrensensorenwürde der Universität Augsburg an Ministerialdirigenten a. D. Dietrich Bächler im Rahmen der Eröffnung der Tage der Forschung am 20. November 1995, Augsburg 1996

29. Harald Weinrich: **Ehrensache Höflichkeit.** Vortrag anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät II der Universität Augsburg am 11. Mai 1995, Augsburg 1996

30. **Leben und Werk von Friedrich G. Friedmann.** Drei Vorträge von Prof. Dr. Manfred Hinz, Herbert Ammon und Dr. Adam Zak SJ im Rahmen eines Symposiums der Jüdischen Kulturwochen 1995 am 16. November 1995 an der Universität Augsburg, Augsburg 1997

31. Erhard Blum: **Der Lehrer im Judentum.** Vortrag und Ansprachen zum 70. Geburtstag von Prof. Dr. Johannes Hampel bei einer Feierstunde am 12. Dezember 1995, Augsburg 1997

32. Haruo Nishihara: **Die Idee des Lebens im japanischen Strafrechtsdenken.** Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Juristische Fakultät der Universität Augsburg am 2. Juli 1996, Augsburg 1997

33. **Informatik an der Universität Augsburg.** Vorträge und Ansprachen anlässlich der Eröffnung des Instituts für Informatik am 26. November 1996, Augsburg 1998

34. Hans Albrecht Hartmann: „... und ich lache mit – und sterbe“. **Eine lyrische Hommage à Harry Heine (1797–1856).** Festvortrag am Tag der Universität 1997, Augsburg 1998

35. Wilfried Bottke: **Hochschulreform mit gutem Grund?** Ein Diskussionsbeitrag, Augsburg 1998

36. **Nationale Grenzen können niemals Grenzen der Gerechtigkeit sein.** Ansprachen und Reden anlässlich der erstmaligen Verleihung des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien, Augsburg 1998

37. Hans Albrecht Hartmann: **Wirtschaft und Werte – eine menschheitsgeschichtliche Mésaillance.** Festvortrag und Ansprachen anlässlich der Feier zum 65. Geburtstag von Prof. Dr. Reinhard Blum am 3. November 1998, Augsburg 1998

38. **Informations- und Kommunikationstechnik (IuK) als fachübergreifende Aufgabe.** Ansprachen und Vorträge anlässlich der Eröffnung des Instituts für Interdisziplinäre Informatik am 27. November 1998, Augsburg 1999

39. **Jongleurinnen und Seiltänzerinnen.** Ansprachen und Materialien zur Verleihung des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien 1999 an Dr. Encarnación Rodríguez, Augsburg 2000

40. Wilfried Bottke: **Was und wozu ist das Amt eines Rektors der Universität Augsburg?** Rede aus Anlass der Amtsübernahme am 3. November 1999, Augsburg 2000

41. **Wirtschaftswissenschaft in gesellschaftlicher Verantwortung.** Ansprachen und Vorträge anlässlich eines Symposiums zum 70. Geburtstag von Prof. em. Dr. Heinz Lampert am 11. Juli 2000, Augsburg 2001

42. **Religiöse Orientierungen und Erziehungsvorstellungen.** Ansprachen und Materialien zur Verleihung des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien 2000 an Dr. Yasemin Karakasoglu-Aydin, Augsburg 2001

43. **Die Dichter und das Wallis.** Akademische Gedenkfeier zum Tode von Kurt Bösch (09.07.1907–15.07.2000), Augsburg 2001

44. **„Das Amt des Kanzlers wird schwierig bleiben“.** Grußworte und Ansprachen anlässlich der Verabschiedung von Kanzler Dr. Dieter Köhler am 26. April 2001. Mit einem Festvortrag über „Umweltschutz im freien Markt“ von Prof. Dr. Reiner Schmidt, Augsburg 2001

45. **Zu Gast in Südafrika.** Reden und Vorträge anlässlich des Besuches einer Delegation der Universität Augsburg an der Randse Afrikaanse Universiteit am 5. März 2001, Augsburg 2002

46. **Integration und kulturelle Identität zugewanderter Minderheiten.** Ansprachen und Materialien zur Verleihung des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien 2001 an Prof. Dr. Christine Langenfeld, Augsburg 2002

47. **Dreißig Jahre Juristische Fakultät der Universität Augsburg.** Reden und Vorträge anlässlich der Jubiläumsfeier und der Verleihung der Ehrendoktorwürde an Prof. Dr. Peter Lerche am 30. November 2001, Augsburg 2002

48. **Über Grenzen von Recht und von Juristen.** Abschiedsvorlesung und Reden anlässlich der Verabschiedung von Prof. Dr. Wilhelm Dütz am 17. Januar 2002, Augsburg 2002

49. **Zeitdiagnose und praktisch-philosophische Reflexion.** Abschiedsvorlesung am 18. Juli 2001 von Theo Stammen und Antrittsvorlesung am 23. Oktober 2001 von Eva Matthes, Augsburg 2002

50. **Heiratsverhalten und Partnerwahl im Einwanderungskontext: Eheschließungen der zweiten Migrantengeneration türkischer Herkunft.** Ansprachen und Materialien zur Verleihung des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien 2002 an Dr. Gaby Straßburger. Mit einem Festvortrag von Prof. Dr. Michael von Brück zum Thema „Kulturen im Kampf oder im Dialog?“, Augsburg 2003

51. **Das Gesundheitserleben von Frauen aus verschiedenen Kulturen.** Ansprachen und Materialien zur Verleihung des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien 2003 an Dr. Azra Pourgholam-Ernst, Augsburg 2004

52. **Thomas Mann und seine Bibliographen.** Verleihung der Ehrenmedaille der Universität Augsburg an Klaus W. Jonas und Ilse B. Jonas am 28. Oktober 2003 – Ansprachen und Reden, Augsburg 2004

53. **Leben in der Schattenwelt. Problemkomplex illegale Migration.** Ansprachen und Materialien zur Verleihung des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien 2004 an P. Dr. Jörg Alt SJ, Augsburg 2005

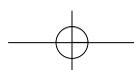
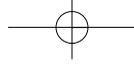
54. **Prof. Dr. Heinrich Brüning. Reichskanzler der Weimarer Republik 1930–1932.** Übergabe der Handbibliothek an die Universitätsbibliothek Augsburg durch die Kurt-und-Felicitas-Viermetz-Stiftung am 9. Februar 2005. Ansprachen und Titelverzeichnis, Augsburg 2005

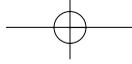
55. **Die Herstellung und Reproduktion sozialer Grenzen: Roma in einer westdeutschen Großstadt.** Ansprachen und Materialien zur Verleihung des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien 2005 an Dr. Ute Koch am 9. Mai 2005, Augsburg 2006

56. **„Auch über den Wolken dürfen Gesetze nicht grenzenlos sein“– Das Flugzeug als Waffe. Grenzüberschreitungen im Verfassungs- und Strafrecht.** Gastvortrag der Bayerischen Staatsministerin der Justiz, Dr. Beate Merk, am 10. Mai 2006 an der Juristischen Fakultät der Universität Augsburg, Augsburg 2006

57. **Gesellschaftspolitisches Engagement auf der Basis christlichen Glaubens.** Laudationes und Festvorträge aus Anlass der Ehrenpromotionen von Prof. Dr. Andrea Riccardi und Dr. h. c. Joachim Gauck am 17. Juni 2005 an der Katholisch-Theologischen und an der Philosophisch-Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Augsburg, Augsburg 2006

58. **„Prodigium“ und Chaos der „Zeichen in der Welt“. Wilhelm Raabe und die Postmoderne.** Abschiedsvorlesung und Reden anlässlich der Verabschiedung von Prof. Dr. Hans Vilmar Geppert am 27. Juni 2006, Augsburg 2007





ISSN 0939-7604

